

Phänomenologie des Geldes

Karl-Heinz Brodbeck

„Geld ist geprägte Freiheit.“

Fjodor Dostojewski

„Geld ist eine neue Form von Sklaverei.“

Lew Nikolajewitsch Tolstoi

1 Vorbemerkung

Das Geld verbindet die Menschen zu einer Gesellschaft – dies aber auf eine sehr merkwürdige und widersprüchliche Weise, die wissenschaftlich aufzudecken für das Verständnis der Krisen in der Gegenwart unabdingbar ist. Erst auf der Grundlage dieser Erkenntnis lassen sich alternative „Ökonomien des Gemeinsamen“¹ vernünftig begründen, ohne bloßen Wunschbildern zu erliegen. Diese zentrale Form, worin Menschen global ihre Gemeinschaft herstellen, wird sehr selten *als* Form der Vergesellschaftung erkannt – trotz der Allgegenwart des Redens über Geld. Man will am Geld viele Aspekte entdecken, weicht aber gleichwohl der Frage, was *Geld als Geld* eigentlich ist, im vielstimmigen Chor der Wissenschaften aus, die das Geld *als etwas anderes* wegerklären: Es gibt eine Psychologie, Soziologie, Ästhetik, Rhetorik, Semiotik, sogar eine Theologie des Geldes. Daneben stehen umfangreiche historische Abhandlungen zum Geld, zu seiner Entstehung und seinen vielfältigen Ausprägungen. Gewöhnlich wird der Gegenstand „Geld“ der Ökonomik zugerechnet. Die Theorie des Geldes im engeren Sinn ist ein Teilgebiet der Wirtschaftswissenschaften.

Sieht man ab von wenigen Ansätzen in der Philosophie, so ist den genannten Untersuchungen zum Geld in der Regel etwas gemeinsam: Durch die Organisation des jeweiligen Fachgebiets wendet man eine vorausgesetzte Methode an, mit deren Hilfe man das Geld zu erklären versucht. Die Disziplin, die eigentlich das Geld in den Mittelpunkt ihrer Analyse rücken müsste – die Ökonomik –, wird aber auf weiten Strecken so formuliert, als gäbe es kein Geld, oder man setzt es einfach voraus (so in der Preistheorie, der Spieltheorie, der Verhaltensökonomie, der Konjunktur- und Wachstumstheorie, der Finanzmarkttheorie usw.). Es herrscht in der Ökonomik etwa folgende Haltung: Man sagt, M sei die Geldmenge, rechnet dann munter mit dieser Größe, und kein Student fragt, was M eigentlich *ist*. „Before ever he does ask, he has become a professor, and so sloppy habits of thought are handed on from one generation to the next.“² Die älteren ökonomischen Erklärungsversuche³ werden, wenn überhaupt, unter dem Kapitel „Dogmengeschichte“ als Nebenfach abgehandelt. Zeitgenössische Geldtheorien entnehmen ihre Gelddefinition meist den Statistiken der Zentralbankbilanzen. Doch auch die älteren Theorien des Geldes bieten nur höchst widersprüchliche Erklärungsansätze an. Gemeinsam ist den *ökonomischen* Geldtheorien, dass sie an ihrem wichtigsten Gegenstand, dem

¹ Dieser Text ist die Ausarbeitung eines Vortrags, den ich bei der Herbstakademie „Ökonomien des Gemeinsamen“ am 18.9.2013 an der Alanus-Hochschule, Alfter, gehalten habe.

² Joan Robinson (1953-54), S. 81. Joan Robinson bezog sich in ihrer Bemerkung auf das analoge Problem der Messung des Kapitalstocks K in einer makroökonomischen Produktionsfunktion. Ich gehe weiter unten nochmals auf diese Frage der Messung von M ein.

³ Ich denke – neben Aristoteles – vor allem an: Nicolas von Oresme, Adam Smith, Adam Müller, Karl Marx, Carl Knies, Carl Menger, Friedrich Wieser, Ludwig von Mises, Robert Liefmann, Othmar Spann und andere. Eine ausführliche Darstellung findet sich im Teil 4 meines Buchs „Die Herrschaft des Geldes“ (2012).

Geld, gescheitert sind. Ich lege den Schwerpunkt nachfolgend allerdings nicht auf die Kritik dieser tradierten Geldtheorien, sondern formuliere eine *Phänomenologie* des Geldes, die sich fundamental davon unterscheidet.

2 Zur Phänomenologie⁴

Die Phänomenologie ist eine philosophische Schule. Sie ist eigentlich eine Nicht-Methode, weil sie sich – wie der Name sagt – von den *Phänomenen selbst*, nicht von einer vorformulierten Methode leiten lässt. Sie unterscheidet sich darin von anderen Ansätzen durch eine grundlegend veränderte Blickrichtung, die an den Anfang die je *eigene* Erfahrung, die je *eigenen* Denkprozesse setzt. Man kann sagen, dass eigentlich jede bedeutende Philosophie *phänomenologisch* verfasst ist. Wissenschaften *behandeln* methodisch *Gegenstände*; Philosophie bringt *Denkprozesse zu Bewusstsein*. Von Walter Benjamin stammt der Satz: „Methode ist Umweg“. Die Phänomenologie wählt den direkten Weg. Für die menschliche Gesellschaft sind andere Methoden nicht nur Umwege, es handelt sich um Irrwege. Die menschliche Gesellschaft ist nämlich kein äußeres, fremdes Ding. Sie organisiert sich immer durch das Bewusstsein der vielen Menschen hindurch. Deshalb ist die „wissenschaftliche“ Methode (*science*), die Theorie und Realität trennt, hier gerade verfehlt. Die Phänomenologie rückt das Bewusstsein wieder in den Mittelpunkt.

Der Begriff „Phänomenologie“ wurde von Georg Wilhelm Friedrich Hegel („Phänomenologie des Geistes“) eingeführt, der das alltägliche Bewusstsein bei seinen einfachen Denkprozessen beobachtete und dabei die *Form* dieser Gedanken beschrieb. Edmund Husserl hat auf anderen Wegen eine Phänomenologie entfaltet. Sein Motto war: „Zu den Sachen selbst!“ Husserls Ansätze mit Blick auf verschiedene Wissensgebiete wurden von seinen Schülern, von Martin Heidegger, Max Scheler, Maurice Merleau-Ponty, Jean Paul Sartre und anderen weiter entwickelt und vertieft. Auf diese spezifischen Ausprägungen dieser Philosophie kann ich hier allerdings nicht eingehen.

Die der Phänomenologie zugrunde liegende Fragestellung lässt sich wie folgt skizzieren: Uns Menschen sind die Dinge stets als Gegenstände, d.h. als *bewusste Wahrnehmungen* in einer Erkenntnisrelation gegeben, in der es kein Objekt ohne Subjekt (und umgekehrt) gibt. Deshalb untersucht Husserl die Weise des Gegebenseins der Dinge im Bewusstsein, denn *für uns* sind alle Dinge nur im Bewusstsein *da*. Es gibt keine beobachteten Dinge ohne Beobachtung. Jede wissenschaftliche Bedeutung, jeder wissenschaftliche Inhalt ist in seinem primären Befund eine Form des Bewusstseins. Kant, dessen Philosophie Husserl stillschweigend als Grundlage voraussetzt, hatte die Dinge an sich von ihrer wahrgenommenen Form unterschieden. Als wahrgenommene oder gedachte sind Dinge *immer* Objekte und setzen notwendig ein

⁴ „Es gibt zum Beispiel keine Phänomenologie des Geldes. Niemand hat sich daran herangewagt. Man hat alle möglichen Gegenstände phänomenologisch analysiert – das Geld nicht. Also ich muss glaube ich doch sagen: Der Mensch hat am Geld fast nichts verstanden“, Aldo Haesler (2011). Sean Dorrance Kelly (2005) skizziert mit Blick auf Searle eine kurze *phenomenology of money-use*. Man kann auch Georg Simmels Philosophie als phänomenologische Analyse werten. Backhaus und Stadermann (2000), S. 13, sagen im Anschluss an Ulrich Busch, „dass die Hauptthesen Simmels zum Geldbegriff und zur Rolle des Geldes in der bürgerlichen Gesellschaft sowie eine Vielzahl einzelner Aussagen zur Phänomenologie des Geldes halbe oder ganze Zitate von Marx sind“ – eine sehr steile These, deren kritische Prüfung hier aber nicht der Ort ist. Eine Phänomenologie des Geldes sowie ausführliche kritische Exkurse finden sich in meinem Buch „Die Herrschaft des Geldes“ (2012). Unter den Ökonomen hat wohl sich nur Robert Liefmann einigen Aspekten einer Phänomenologie des Geldes (ohne den Begriff zu verwenden) genähert.

Subjekt oder ein Bewusstsein voraus. Kant hatte bestritten, dass man Dinge an sich, getrennt von dieser Erkenntnisrelation Subjekt-Objekt erkennen kann. Sobald man irgendetwas erkennen will, hat man es schon als Objekt auf ein Subjekt bezogen. Im Anschluss an Kant wurde oft die Frage diskutiert, ob Dinge an sich auch unabhängig von ihrem Wahrgenommenwerden existieren. Doch diese erkenntnistheoretische Frage können wir bei der Untersuchung der menschlichen Gesellschaft getrost ausklammern, weil sich die Gesellschaft immer nur durch das Bewusstsein *hindurch* organisiert. Es gibt „da draußen“ keine Gesellschaft, nur Menschen, und Menschen handeln, sprechen und stellen so Gesellschaft täglich neu her. Anders als Kant und Husserl gehe ich nachfolgend nicht von einem idealisierten, d.h. vereinzelt Subjekt aus, sondern von der Gemeinschaft sprechender und handelnder Menschen, in der sich individuelles Bewusstsein immer wieder neu aus dem Diskurs mit anderen entwickelt. Man nennt diesen modifizierten Blick in der Philosophie auch den *linguistic turn*. Nicht ein vereinzelt Bewusstsein an sich wird untersucht, sondern die Weise, wie wir bewusst – innerlich und äußerlich – über Dinge *sprechen*.

Die *Grundidee der Phänomenologie* lässt sich dann wie folgt beschreiben: Wenn wir über bestimmte Gegenstände nachdenken, so ist unser Bewusstsein, unsere Achtsamkeit auf diese Gegenstände gerichtet und von ihnen mehr oder weniger gefesselt. Wir bemerken dabei nicht oder eher selten, *wie* wir diese Gegenstände, also in welchen Begriffen wir denken. Unsere *Intentionalität* ist nach außen gerichtet. In der mittelalterlichen Philosophie sprach man von einer *intentio recta*: Man ist geradewegs auf eine Sache gerichtet, ohne den begleitenden Denkprozess zu reflektieren. Um letzteres zu leisten, bedarf es einer Umkehrung der Aufmerksamkeit, einer *intentio obliqua*, den Blick in das eigene Denken, *während* man denkt. Genau das leistet die Phänomenologie. Sie weiß, dass wir uns beim alltäglichen und wissenschaftlichen Erkennen in Gedanken bewegen, während wir *etwas* erkennen. Der gewöhnliche, nach außen gerichtete Realitätsglaube sieht nur äußere Gegenstände, nicht ihre Erscheinungsform als Bewusstsein.

Etwas spezifischer gesagt: Während wir denken, machen wir innere Bilder, fühlen begleitende Emotionen, vor allem aber *sprechen* wir mit uns selbst. Dieses innere Sprechen, wenn man über eine Sache nachdenkt, ist aber *geformt* durch Begriffe oder – in den Wissenschaften – durch Modelle. Das Verfahren der empirisch orientierten Wissenschaften besteht darin, zunächst ein Modell zu entwickeln und in diesem Modell dann *nachträglich* damit auf die Sachen, die Phänomene – in unserem Fall das Geld – zu blicken, um sie in die Kategorien des Modells einzusortieren. Natürlich kann man bei solch einem Blick „etwas“ sehen. *Jedes* Modell bringt etwas zur Erscheinung. Doch die Voraussetzungen des Modells bilden ein wesentliches Hemmnis. Man bemerkt die Reichweite der stillschweigend vorausgesetzten Modell- und Denkformen gar nicht. Ein Beispiel: Seit David Hume verwenden Ökonomen die Metapher vom „Öl in der Maschine“ für das Geld. Die Wirtschaft sei eine Maschine, die manchmal ruckelt (Rezession), weil Öl fehlt; manchmal wird zu viel Öl verwendet, es läuft über (Inflation) und setzt die Maschine außer Funktion (Krise). Sicher – *irgendetwas* an Erfahrung können wir in dieses Bild einsortieren. Selbst die schrägste Metapher erlaubt noch, *irgendetwas* zu sehen – doch es sind hier bestenfalls Aspekte der Geldverwendung, nicht das Geld selber. Wenn man den Begriff „Maschine“ durch ein mathematisches Maschinenmodell (ein System von Gleichungen für den *Preismechanismus*) ersetzt, dann rückt der beobachtete Gegenstand noch in weitere Ferne, andererseits wird das vorausgesetzte Modell, weil nicht durch Erfahrung korrigiert, noch selbst-verständlicher.

Psychologisch kommt also noch hinzu: Derjenige, der ein Modell benutzt, versteht *sich selbst in und aus diesem Modell*, wird zum *Modellexperten* und erliegt der Illusion, außerhalb seiner Selbstfesselung durch das Modell gäbe es keine Wissenschaft, nur Obskurantismus. Dies nennt man *déformation professionnelle*: Man sieht nur noch das, was im eigenen Expertengeist erscheinen kann. Man hat sich in der Ökonomik die Denkform – im Beispiel von Öl und Maschine die neoklassische – so sehr zueigen gemacht, dass man einen spezifischen Subjekttypus ausbildet als *Ökonom oder Ökonomin*. Und jedes Argument gegen das *selbstverständlich vorausgesetzte Modell* wird dann als Angriff auf das eigene *Selbst* interpretiert. Der japanische Zen-Meister Shunryu Suzuki sagte: „Des Anfängers Geist hat viele Möglichkeiten, der des Experten hat nur wenige.“ Im Expertengeist festgefahren, möchte ein Ökonom dann, falls man ihn kritisiert – und dies auch nur bei einigermaßen flexiblen Köpfen –, ein *anderes* Modell zu erneutem Festhalten präsentiert bekommen. An der Trennung von Modell und Realität, damit an der Trennung des eigenen Denkprozesses von der wirtschaftlichen Wirklichkeit hält man fest. Man tauscht vielleicht die ursprüngliche Denkform aus (Walras durch Keynes; Keynes durch Friedman; Friedman durch Hayek; die Neoklassik durch die Spieltheorie oder die Verhaltensökonomik usw.) oder modifiziert sie ein wenig, bleibt aber in der ursprünglichen Haltung des Blicks nach außen durch die Brille eines *vorausgesetzten* Modells.

Die Phänomenologie geht hier ganz anders vor. Sie entfaltet den „Anfängergeist“ und blickt auf die Sache selbst – das Geld –, schiebt alle theoretischen Vorinterpretationen *zunächst* beiseite, macht sich dabei aber immer wieder den begleitenden Denkprozess bewusst. Bei sozialen Phänomenen – und das Geld *ist* ein soziales Phänomen – befinden wir uns in einer besonderen Situation. Wir müssen das Geld nicht isolieren, in einem Labor chemisch analysieren, unter Mikroskopen oder in Teilchenbeschleunigern technisch verfügbar machen. *Jedermann* und *jede Frau*, aufgewachsen in einer Geldökonomie, in einer modernen kapitalistischen Wirtschaft, ist mit dem Gebrauch von Geld vertraut – ebenso, wie wir mit der menschlichen Sprache vertraut sind. Geld und Sprache sind in dieser Hinsicht analog: Es besteht keine Möglichkeit, uns einen *vorsprachlichen* Zustand vorzustellen und darüber zu *sprechen*. Das wäre eine *contradictio in adjecto*, ein Widerspruch in sich selbst. Nun kann man zwar vorstellend auch über das Geld *sprechen*, ohne dabei zu kaufen oder zu verkaufen. Aber wir können nicht von unseren Erfahrungen, unserem impliziten Wissen um das Geld abstrahieren, können uns nicht zurückversetzen in eine geldlose Wirtschaftsform, um in und an ihr unser darin verwendetes Denken zu studieren. Wenn wir es versuchen, kommen die aus der Geldverwendung stammenden Denkformen, deren Herkunft kaum bewusst ist, immer wieder in die Quere. Solche mit dem Geld verbundenen Kategorien sind zum Beispiel: abstrakte Zahl, Rechnung, Werte, Schuld, Preis, Eigentum, ein von der Gemeinschaft getrenntes Individuum („Atom“) usw.

3 Irrwege der Geldtheorie

Wenn Ökonomen, was übrigens häufig geschieht, Dinge sagen wie: „Stellen wir uns eine Wirtschaft ohne Geld vor“; „betrachten wir eine Tauschgesellschaft ohne Geld“; „gehen wir von Robinson aus und konstruieren dann einen Markt mit vielen Robinsons“, dann tapen sie in dieselbe Falle wie Sprachtheoretiker beim Versuch, die Sprache aus einem vorsprachlichen Zustand *ableiten* zu wollen, denn „ableiten“ heißt ja sprechen. Das, was wir mit dem Geld als selbstverständlichen Inhalt immer schon voraussetzen, können wir nicht einfach tilgen. Wie die Sprache nicht individuell zu erklären ist, sondern in ihrer sozialen Verwendung eine – für

Muttersprachler meist unbewusste – Grammatik bildet, die man im lebendigen Sprechen entdecken kann, wenn man die Achtsamkeit auf die eigene Sprachform umbiegt (*intentio obliqua*), so lassen sich auch beim Geld die impliziten Kategorien, also die unbewusst immer schon mitvollzogenen Denkformen phänomenologisch aufdecken. Wer dagegen ein *Modell* konstruiert, wie sich aus dem einfachen Tausch Geld *entwickelt* habe, der weiß schon von vorne herein, wohin sein Argument führen soll. Er setzt das Geld und die mit der Geldverwendung je schon mitvollzogenen Kategorien implizit voraus. Geld ist in der Denkform jedes Modells schon enthalten, ohne darin *erkannt* zu sein, weil man die das Geld charakterisierenden Kategorien nicht erkannt hat.

Ich drücke das etwas formaler aus: Wenn man von bestimmten Voraussetzungen (V) ausgeht, um daraus dann Geld (G) abzuleiten (\rightarrow), wenn man also einen theoretischen Weg sucht, der durch $V \rightarrow G$ das Geld erklären soll, dann muss man G schon kennen und beschreiben können. Es ist dann übrigens nicht schwer, *vielen* Wege zu konstruieren, die *als* Ableitung $V \rightarrow G$ gelten sollen. Davon legt die geldtheoretische Literatur reichlich Zeugnis ab. Es lassen sich, durch das Einfügen von Zwischenschritten, immer Erzählungen konstruieren, die – mathematisch präzisiert oder nur intuitiv verbal – einen Weg $V \rightarrow G$ beschreiben. Diesen konstruierten Wegen möchte ich hier nicht einen weiteren Irrweg hinzufügen. Geld ist als Begriff und als bestimmende Kategorie in der menschlichen Gesellschaft ein *Novum*. Es ist nicht (weder logisch noch historisch) aus früheren Formen erklärbar, weil es Eigenschaften hat, die völlig *neu* sind. Das Neuartige kann man nicht aus Altem ableiten – ein übrigens auch in der Theorie der Kreativität oft gescheiterter Versuch. Wer einen Weg zur Erklärung einer Neuerung sucht, wer also den kreativen Prozess *erklären* will, der muss das Ziel kennen, sonst ist es nicht der Weg zu diesem Ziel – doch dann ist das Neue nicht mehr neu.

Dieses Problem zeigt sich auch für die historische Forschung: Um an bestimmten archäologischen Funden feststellen zu können, *dass* ein Fundstück Geld oder eine seiner Vorformen *ist*, muss man bereits über eine klare Vorstellung darüber verfügen, *was* Geld ist. Vielfach setzt man – in gewisser Weise durchaus zu Recht – Münzen mit Geld gleich. Doch selbst dann ist es schwierig, bestimmte Vorformen von Münzen, so z.B. Pfeilspitzen für Opferspieße, Nachbildungen von Rinderhäuten aus Gold (*pecus* = Rind, daher *pecunia* = Geld) etc. *als* Geld zu interpretieren.

Archäologische Untersuchungen sind zweifellos hilfreich und sehr informativ. Sie helfen aber nicht, das Geld *als Geld* zu verstehen. Auch hier kann man aus bestimmten Fundstücken (F) auf vielen Wegen eine historische Spur $F \rightarrow G$ konstruieren. Man weiß schon, wohin z.B. Opferpfeilspitzen letztlich führen werden: Zu den geprägten Münzen, schließlich zu Banknoten, die eingelegte Münzen verbiefen und endlich zum reinen Papier- und Computergeld. Ist das nicht „offensichtlich“? Nein, denn ebenso kann man von den in Babylon etwa im 1500 v.u.Z. formulierten Gesetzen (erhalten im Codex-Hammurabi, einer Steinsäule mit Angaben für Tauschverhältnisse von Waren und Dienstleistungen) eine Linie zum modernen, bloßen Rechengeld ziehen. Zudem gibt es viele andere Formen zu anderen Zeiten und auf anderen Kontinenten – wie Basaltstatuetten, Salz, Kaurimuscheln, gewebte Matten usw. –, die man als Geld deuten und von denen aus sich bis zum modernen Geld historische Linien $F \rightarrow G$ konstruieren lassen. So unterschiedliche Autoren wie Karl Marx und Carl Menger haben aus je unterschiedlichen Beispielen solche Linien skizziert und jeweils aus ihrer Warte, der Perspektive ihrer höchst unterschiedlichen Wertlehren, interpretiert. Warum sehen wir hier überhaupt eine *Evolution* der Geldformen? Weil wir *uns selbst* als Resultat dieser historischen Entwicklung *interpretieren* und damit unser heutiges (durchaus unterschiedliches) Verständnis von

Geld in die Vergangenheit projizieren. Archäologische Funde und historische Dokumente flüstern uns nicht *von sich aus* einen richtigen Geldbegriff zu, weshalb ein Streit um diesen Begriff sich nur in einen Streit um die Auslegung historischer Fakten verwandelt. Davon zeugen wiederum höchst unterschiedliche Historien des Geldes. Es gibt keinen Weg, sich denkend aus dem Geld loszulösen, um aus Voraussetzungen *ohne* Geld oder *Vorformen* des Geldes das Geld wissenschaftlich abzuleiten. Man gerät immer wieder in logische Zirkel.

Ein weiteres Beispiel: Wenn man Geld aus einem mathematischen Marktmodell (wie dem von Léon Walras) ableiten möchte, so setzt man die Mathematik voraus. Erstens aber ist die Mathematik empirisch eine *abgeleitete* Form, die sich historisch aus dem Geldverkehr überhaupt erst entwickelt hat. Zweitens unterstellt man dann die Existenz von Märkten *ohne* Geld, um anschließend auf eben diesen Märkten „Geld“ abzuleiten – als *numéraire* (Walras), als evolutionär selektierte besondere Ware (Menger) oder als „Ersparnis von Transaktionskosten“ (Brunner und Meltzer). Es wird also das, was nur durch das Geld existieren kann (große Märkte und eine anerkannte Rechnungseinheit), bereits vorausgesetzt. Folglich leitet man Geld aus ... Geld ab. Zudem setzen Transaktionskosten den Begriff der Kosten in einer Rechnungseinheit, also *wiederum* Geld voraus. Derartige Zirkel der Erklärung gibt es zahlreiche.⁵

Ich erwähne noch einen letzten Irrweg, um abgrenzend zu klären, was eine Phänomenologie des Geldes *nicht* ist. Ein sehr verbreiteter Gedanke ist folgender: Das Geld erfüllt zahlreiche *Funktionen* in der Wirtschaft. Es ist Rechnungseinheit, Tauschmittel, rechtlich definiertes Zahlungsmittel, Wertaufbewahrungsmittel, es dient zur Überbrückung von Raum und Zeit, repräsentiert Werte in der Wirtschaft, ist ein Kommunikationsmedium, ein Zeichen usw. Das, was das Geld angeblich alles an Funktionen *erfüllen* soll, *setzt man voraus* und stellt dann die Frage: Welches Ding, welche soziale Institution könnte nun all diese Funktionen erfüllen? Und die Antwort wird dann – wie das sprichwörtliche Kaninchen aus dem Hut – schnell hervorgezaubert: Sie lautet „Geld“. Auch das ist ein Irrweg. Das Geld wurde nicht einfach „erfunden“ oder „eingeführt“. Falls neues Geld in modernen Gesellschaften eingeführt wurde (z.B. bei einer Währungsreform), so führt man nur eine *besondere Form* des Geldes, nicht das Geld *überhaupt* ein. Wenn es Geld bereits gibt, dann können sich an der Geldverwendung allerlei Funktionen herauskristallisieren, oder man kann diese Funktionen an der praktischen Geldverwendung *entdecken*. Aber das Geld kann nicht zu diesem Zweck, *zur Erfüllung dieser Funktionen* erfunden worden sein, weil es diese Funktionen *ohne* das Geld gar nicht gab.

Was ergibt sich aus diesen – hier nur skizzierten – Überlegungen? Geld ist ein *ursprüngliches* Phänomen für unser Nachdenken. Es ist historisch und logisch ein *Novum*. Wir haben es lange schon verwendet, bevor wir darüber reflektieren. Unser Denken ist erfüllt von zahllosen mit dem Geld verbundenen Denkformen, ja, viele Menschen definieren sich als Subjekte in Relation zum Geld, wenn sie Wörter wie „Erfolg“, „Status“, „Wohlstand“, „Freiheit“ usw. verwenden. Man kann weder die *Funktionen* von Geld noch dessen *Sein* ableiten. Wir müssen es voraussetzen wie die Existenz der Sprache, in der wir uns immer schon bewegen, wenn wir nachdenken, was eigentlich Sprache ist. So haben wir auch schon viele Male in Geld gerechnet, wenn wir nachdenken und zu erzählen versuchen, *was* Geld ist. Die Tatsache, dass wir immer schon mittendrin sind in einer Geldwirtschaft, ist aber *für das Erkennen* keine schlechte, sondern eine gute Nachricht. Denn wir benötigen keine Experimente, keine Befragungen von Menschen, kein Panel, kein Labor.⁶ Wir kehren unseren Blick phänomenologisch um

⁵ Belege dazu sind ausführlich in meinem Buch „Die Herrschaft des Geldes“ nachzulesen.

⁶ Die Phänomenologie des Geldes ist also kostengünstig, was Ordinarien der Volkswirtschaftslehre, die viele Forschungsmittel für Laboreinrichtungen zur Ökonometrie und zur Simulierung von Märkten mit ihrer Metho-

(*intentio obliqua*) und untersuchen – uns an unseren alltäglichen Umgang mit Geld erinnernd –, was hierbei mit uns und unserem Denken geschieht.

4 Geld als Denkform

Es gilt zunächst einen einfachen Satz denkend nachzuvollziehen und als richtig zu erkennen: *Geld ist eine Denkform*. Darin liegt nicht nur die Vorstellung, dass Geld *auch* gedacht werden kann, sonst aber ein unabhängiges Ding draußen in der objektiven Realität ist. Ich möchte darüber hinausgehend zeigen, dass das, was wir mit dem Wort „existieren“ bezeichnen – es existiert in einer Gesellschaft Geld –, dass also das *Sein des Geldes* nicht bei seiner Erkenntnis *nachträglich* ins Denken eintritt; vielmehr *beruht* das Sein des Geldes auf seinem Gedachtsein. Das ist vorläufig natürlich nur eine *These*, um ein Ziel des nachfolgenden Denkweges zu benennen. Sehen wir also genauer zu und hören dabei auf unser Denken.

Dass wir alltäglich in Geld rechnen, auf es und mit ihm rechnen, dass wir dabei auch *denken*, steht zunächst außer Frage. Jeder kennt das Denken an Geld: „Ist noch genug auf meinem Konto?“ – „Kann ich mir den Urlaub leisten?“ – „Wo bekomme ich Labtops günstiger?“ Doch trotz dieser Allgegenwart des Denkens an Geld ist unsere Einstellung zunächst nach außen gerichtet. Geld scheint „da draußen“ präsent oder abwesend zu sein – in einer Geldbörse als Münze oder Schein, auf einem Girokonto als Zahl auf dem Kontoauszug, im Verbuchen von abgeleiteten Geldformen wie Wertpapieren, Wechseln, Gutscheinen, bei Hinweisen auf Preisschildern wie 2,99€ etc. All diese äußeren Formen von Geld sind aber *nur dann* funktionierendes, alltäglich verwendetes Geld, wenn wir diesen äußeren Dingen die *Bedeutung* „Geld“ oder „Geldwert“ tatsächlich zuschreiben – friedlich beim Einkauf oder begleitet von Drohungen bei Zwangsvollstreckungen durch Gerichtsvollzieher, der auf häusliche Gegenstände einen Kuckuck klebt. Ich verwende dieses letztere Beispiel, um nicht vergessen zu lassen, dass die mit dem Geld verbundenen Denkformen und Handlungsweisen keineswegs nur harmlose Operationen eines Buchhalters sind. Wir schreiben dem Geld nicht nur eine Bedeutung zu, wir bemerken darin auch eine große *Macht* über uns.

Betrachten wir zunächst das, was wir einem Stück Papier – die heute gebräuchliche Geldform (Euroscheine bestehen eigentlich aus stärkefreier Baumwolle ...) – an subjektiven Haltungen zuschreiben. Wenn wir in einem alten Buch einen Geldschein aus der Zeit der großen Inflation von 1923 mit der Aufschrift „Eine Million Reichsmark“ finden, so verleitet diese Aufschrift niemanden zu dem Versuch, mit diesem Geldschein einkaufen zu wollen. Das gilt auch für alte Goldmünzen: Um heute als *Geld* zu funktionieren, müssen wir sie *verkaufen*, also in geltendes Geld verwandeln. Gold und Silber, wie immer auch wertgeschätzt, sind nicht von sich her schon Geld. Dies, *Geld* zu sein, liegt also nicht an den äußeren, physischen Eigenschaften jener Dinge, die wir *als* Geld oder wenigstens als „ökonomisch wertvoll“ bezeichnen. Wenn wir sagen: „Dieses Haus ist viel *wert*“, so denken wir an seinen Preis. Und

de der Forschung vom Steuerzahler beanspruchen, nicht sehr gerne hören. Sie folgern vermutlich: Was billig zu haben ist, kann nichts *wert* sein. Was indes billig ist – das phänomenologische Denken –, ist deshalb allerdings noch lange nicht *leicht*, vielleicht aber gefährlich. Peter Johnson sagte in einer Besprechung meines Buches „Die Herrschaft des Geldes“: „Brodbeck's approach and conclusions will be unwelcome in universities and was certainly discouraged in my day. It crosses into other disciplines and threatens vested interests. It requires great effort from the man-in-the-street and impossible courage of the politician. (...) The implications are revolutionary for practical politics and economics alike.“ Peter Johnson (2009).

ein Preis ist die Relation zwischen einem definierbaren, abgrenzbaren Ding und einer allgemein anerkannten Geldform.

Diese Vorüberlegungen verweisen also unmittelbar darauf, dass das Geld nur dann Geld *ist*, wenn diejenigen, die es verwenden, auch *glauben*, dass es sich um *Geld* handelt – und nicht um ein Stück aus Baumwollfasern, Metall oder ein Lichtmuster auf dem Bildschirm eines Computers. Das verrät einen einfachen, gleichwohl *zentralen* Sachverhalt über das Geld: Das Geld setzt in seiner Funktionsweise einen Denkprozess *voraus*. Nur durch eine bestimmte Interpretation der Menschen, die damit umgehen, *ist* das Geld auch wirklich „Geld“. Also besteht der nächste Schritt darin, uns selbst zu beobachten, *wie* wir mit dem Geld umgehen. Wir wollen uns selber zusehen und beobachten, was dabei entdeckt werden kann. Anders gesagt: Wir suchen nach implizit mit unserem Denken und Handeln mitgegebenen *Bedeutungen*, denn ein Phänomen ist immer etwas, das eine bestimmte *Bedeutung* hat.

Die erste Beobachtung bei der Verwendung von Geld haben wir schon angesprochen: Wir erkennen eine äußere Erscheinung (Papier, Metallstück, Bildschirmausdruck) *als* Geld an. Das klingt auf den ersten Blick tautologisch. Doch sehen wir näher zu. Nur dadurch, dass wir ein bestimmtes Ding oder Phänomen *als* Geld anerkennen, ihm die *Bedeutung* Geld zuschreiben, verwenden wir es auch als Geld. Die *Anerkennung* erzeugt das Sein des Geldes *als* Geld. Doch worin zeigt sich dieses „Anerkennen“? Wir tun ja nichts bei der Geldverwendung, was sich als *getrennter* Akt, als *getrennter* Gedanke „ich erkenne an“ auslegen lässt. Vergleichen wir andere Situationen, worin etwas anerkannt wird: Wenn wir bei einem Vertrag einer bestimmten Aussage oder Formulierung zustimmen durch unsere Unterschrift, so ist die Anerkennung ein eigener, *getrennter* Akt: wir *unterschreiben*. Ebenso anerkennen wir bei einer Wahl durch die Abgabe eines Stimmzettels eine bestimmte Person oder Partei an. Und ein Staat wird von anderen Staaten durch formale Akte überhaupt erst *als* Staat anerkannt (man tauscht Botschafter aus). Bei diesen Formen sind die jeweilige Sache und ihre Anerkennung *verschiedene* Handlungen. Die Anerkennung kommt zu der Sache nachträglich hinzu.

Doch bei der Geldverwendung gibt es keine *besondere* Handlung des Anerkennens. Worin liegt hier die Anerkennung? Die Antwort ist nur scheinbar trivial: In der Geldverwendung selbst. Indem wir das Geld *verwenden* – darin rechnen, kaufen und verkaufen, es horten oder sparen –, haben wir *uno actu* (im selben Akt) auch Geld *als* Geld anerkannt. Durch die Geldverwendung stimmen wir alltäglich darüber ab, *dass* wir das Geld auch praktisch anerkennen. In der Philosophie nennt man dies einen *performativen Akt*. Wir denken zwar bei einem Kauf nur an das gekaufte Produkt und rechnen mit dem Preis in Euro oder Dollar; unsere *Intentionalität* ist auf das Produkt und den Preis gerichtet. Doch *gleichzeitig* anerkennen wir damit auch das Geld *in seiner Geltung*. Wir sagen es nicht, wir *tun* es. Wir stimmen der sozialen Institution „Geld“ einfach dadurch zu, dass wir tausendfach ganz *selbstverständlich* Geld benutzen und es dabei auch *wertschätzen*. Nicht zufällig haben „Gelten“ und „Geld“ auch etymologisch dieselbe Wortwurzel. Geld *ist* das, was als Geld *anerkannt* ist. Diese Anerkennung vollzieht sich alltäglich gleichsam als Nebenprodukt der Geldverwendung. Wir stimmen mit jedem Kauf, jeder Überweisung, jeder inneren Kalkulation in Geld der Tatsache zu, dass Geld verwendet werden *soll*. In der Geldverwendung steckt also *implizit* auch der ethische Wert des Anerkennens. Diese Einsicht wird sich noch als besonders wichtig erweisen, weil diese Anerkennung nicht einfach *ein Aspekt* am Geld ist, sondern vielmehr dessen *Wesen*. Geld *ist* nur Geld, weil es anerkannt wird *als* Geld. Wenn wir die Sonne als Sonne ignorieren, so werden wir am Strand dennoch einen Sonnenbrand bekommen. Das physische Sein der Sonne und die

Wirkung ihrer Strahlen *beruht* nicht auf ihrer Erkenntnis. Anders beim Geld. Würden alle das Geld ignorieren, so wäre es *als Geld* verschwunden.

Der bislang verwendeten Begriff „Anerkennung“ und damit Geltung des Geldes lässt sich noch genauer analysieren. Wie genau machen wir das, mit der Geldverwendung implizit die *Geltung des Geldes* anzuerkennen? Es liegt nicht an uns *als Individuen*. Es liegt nicht am *vereinzelt* Verhältnis zum Geld. Ob uns Geld viel oder wenig bedeutet, ob es für uns einen hohen oder niedrigen privaten Nutzen hat – all dies spielt für die Geltung keine Rolle. Es sind aus der Geldverwendung abgeleitete Aspekte, die das Geld als Geld immer schon voraussetzen. Geld mag nützlich sein; aber man kann nicht aus einer fiktiven Größe „Nutzen“ das Geld ableiten – weder individuell noch kollektiv. Auch wenn jemand den oben erwähnten Ein-Millionen-Reichsmark-Schein aus einem alten Buch *privat* als Geld wertschätzen würde, er würde dennoch nicht als Geld *funktionieren*. Weshalb? Weil ihn *andere* nicht als Geld anerkennen. Das Anerkennen des Geldes als Geld in unserem alltäglichen Denken muss also, soll Geld auch wirklich Geld sein, *massenhaft* erfolgen. Alle Teilnehmer an einer durch das Geld organisierten Wirtschaft müssen das Geld als Geld anerkennen. Geld muss *allgemein* gelten, das heißt, es muss *allen gemein* sein, dass sie Geld als Geld anerkennen.

Weil jeder weiß und darauf zählt, dass alle anderen auch das Geld als das Geld anerkennen, *deshalb* anerkennt jeder Geld als Geld.⁷ Das ist ein zirkuläres Argument. Doch dieser Zirkel ist kein logischer Fehler, sondern eine soziale Wirklichkeit. Wenn man eine Wissenschaft vom Geld nach den Gesetzen der traditionellen Logik aufbaut – z.B. durch mathematische Modelle –, dann muss man immer von Voraussetzungen ausgehen, die *andere* sind als das, was man damit erklärt: Geld. Deshalb scheiterten alle bisherigen Geldtheorien, weil sie dieses völlig andersartige Phänomen der Geltung des Geldes durch die Anerkennung der Vielen nicht auf den Begriff bringen konnten.

Um nicht einfach etwas zu behaupten, sondern das, was wir täglich im Umgang mit dem Geld auch vollziehen, noch deutlicher ins Bewusstsein zu heben, ein Hinweis auf Phänomene, die einer ähnlichen Logik gehorchen. Der griechische Philosoph Heraklit und der indische Philosoph Nāgārjuna haben solche Denkfiguren bereits gekannt und jeweils sogar dasselbe Beispiel verwendet: „Dies, dass ein Vater ein *Vater* ist, beruht auf der Tatsache, dass er ein Kind hat. Umgekehrt aber gilt: Dies, dass ein Kind ein *Kind* ist, beruht darauf, dass es einen Vater hat.“ Das ist zirkulär: Das Kind macht den Vater zum Vater, der Vater das Kind zum Kind – allein durch die Tatsache der Geburt. Was *logisch* zirkulär klingt („Teufelskreis“, *circulus vitiosus* = „schädlicher Kreis“), ist eine *soziale Wirklichkeit*. Wenn man also das Phänomen richtig erfassen will, muss man die Spielregeln der tradierten Logik verlassen (die Zirkelschlüsse verbietet) und einfach dem folgen, was sich zeigt.

Hat man diese Denkfigur erst einmal durchschaut, dann findet man zahlreiche weitere Beispiele. Ich erwähne, ohne genaue Nachweise, zwei weitere: (1) David Hume, der schottische Philosoph und Freund von Adam Smith sagt sinngemäß: Noch die despotischste (also keineswegs nur eine demokratische) Regierung beruht auf „Meinung“ (*opinion*) und wird durch die Meinung der Bürger getragen. Wie ist das zu verstehen? Nur weil die Vielen eine Regierung *als* Regierung, einen Schreckensherrscher *als* Herrscher anerkennen, können diese regieren oder herrschen. (2) Diesen Gedanken hat die Philosophin Hannah Arendt vertieft und zwischen Macht und Gewalt unterschieden. Zwar kann man mit *Gewalt* Menschen unterdrücken, aber man hat dadurch noch keine *Macht* über Menschen; verschwindet die Gewalt, offenbart

⁷ „Das Wesen des Geldes besteht also darin, daß ‚jeder es nimmt‘.“ Robert Liefmann (1919), S. 103.

sich die Machtlosigkeit. Denn eigentliche Macht beruht immer auf der *Anerkennung* der Mächtigen durch die Untergebenen; sie müssen Regierende *als* mächtig anerkennen. Wenn niemand – auch kein Militär, keine Polizei – die Macht eines Führers anerkennt, dann ist er völlig machtlos. Durch bloße Gewalt ist eine Herrschaft nicht zu festigen. Wenn bei einer Revolution die Träger staatlicher Gewalt – Polizei, Militär – den Gehorsam verweigern und die Macht der alten Regierung nicht mehr anerkennen, dann wird diese Regierung *machtlos*. Macht ist also ein ähnlich zirkuläres Verhältnis, das wir beim Geld entdecken. Es gibt viele weitere Beispiele; die genannten mögen genügen, das Phänomen zu verdeutlichen: In der sozialen Welt ist das Sein, die Existenz von bestimmten Phänomenen nicht von einem materiellen Träger abhängig, sondern von einem Prozess des Bewusstseins der Vielen, einem Prozess des Denkens.

Damit wird die Brisanz dieser Beobachtung für das Geld vielleicht deutlicher. Geld beruht auf der Anerkennung *der Vielen*. Es genügt nicht, dass einige ein Ding oder eine Funktion als Geld anerkennen; es müssen *alle* Beteiligten in einer Geldökonomie tun. Wenn diese Anerkennung abbröckelt, schließlich schwindet, so führt dies auch stets zu einer Wirtschafts- und Währungskrise. Wir anerkennen das Geld als Geld, weil alle es tun. Und alle tun es ... weil alle es tun. Die „Substanz“ des Geldes ist also eine soziale, kollektiv erzeugte und darin zirkuläre Illusion der Geltung. Nichts am physischen Geld (Papier, Gold, Computerzahl), nichts an einer materiellen Substanz verleiht dem Geld seine Geltung. Geld *hat* keine Substanz – außer dem allgemeinen *Vertrauen* in seine Geltung. Doch dieses Vertrauen ist kein Ding, sondern ein alltäglich vollzogener Denk- und Handlungsprozess. Nur im übertragenen Sinn kann man sagen: „Vertrauen“ ist die „Substanz“ des Geldes. Der zweifache Apostroph deutet darauf, dass man diese Begriffe nicht im materiellen Sinn verstehen darf, sondern sie so zu deuten hat, wie das eben skizziert wurde.

5 Wert und Preis

Hier liegt auch das Geheimnis dessen, was mit einem in der Ökonomik und Philosophie vielfach diskutierten Begriff zusammenhängt: „Wert“. Ursprünglich stammen die Fragen der späteren *Wertphilosophie* aus der Ökonomik. In der Wirtschaft tritt das Wertphänomen rein zutage. Wir sprechen einem Ding einen *Wert* zu. Was ist damit gemeint? Der Wert ist etwas, das dem physischen Ding oder einem inneren Gegenstand (auch ein Gedanke, eine Einsicht kann wertvoll genannt werden) nicht von sich her, sondern von woanders her zukommt. Das versteht man unter einem Werturteil. Wenn X irgendeine Sache ist und wir sagen: „X ist gut“, „X ist schön“, „X ist wertvoll“, so sind die Gutheit, die Schönheit und der Wert nichts, was sich an X beobachten ließe. Es ist etwas, das hinzukommt, nicht X immanent ist.⁸ Diese seltsame Trennung von äußerer Tatsache (Faktum) und Wert wurde sogar zu einem methodologischen Prinzip gemacht: Reine Wissenschaft sei nur deskriptiv, erklärend und auf Fakten bezogen. Wenn man Werturteile ausspricht, so fügt man etwas Anderes, Fremdes hinzu, das man gewöhnlich der Ethik, Ästhetik oder Religion zurechnet, nicht der Wissenschaft.

Es ist in der Wissenschaftsphilosophie eine heiße Debatte darüber entbrannt, ob man diese Trennung von Faktum und Wert tatsächlich durchhalten kann. Nur ein Hinweis: Wenn man eine „wertneutrale“ Theorie zur Erklärung irgendeiner Tatsache verwendet, so muss man *erstens* aus mehreren Theorien eine auswählen – und das ist ein Werturteil. *Zweitens* muss man

⁸ Für X können beliebige Dinge oder Sachverhalte eingesetzt werden wie in einer mathematischen Gleichung.

auch die Fakten erfassen, also auswählen, in einen bestimmten (z.B. statistischen) Rahmen einordnen, und eben dies setzt wiederum die Wahl eines Rahmens und damit bestimmte Auswahlkriterien voraus, also Werte. Der Versuch einer Trennung von Faktum und Wert lässt sich also nicht bruchlos durchführen. Man kann unschwer *offensichtlich überflüssige* Werturteile erkennen, und jeder ernsthafte Wissenschaftler wird sie vermeiden: Ob ein Autor dies oder jenes mag, für gut oder schlecht befindet, ist bei Biografien, gelegentlich auch in einem Vorwort am Platz, hat aber in wissenschaftlichen Untersuchungen keinen Ort. Man kann auch Max Weber sicher darin zustimmen, dass *politische* Wertungen in der reinen Wissenschaft nichts zu suchen haben. Wenn es sich aber um die Denkformen im engeren Sinn handelt, dann enthält schon jeder Begriff – einfach durch seine Verwendung und damit den Ausschluss anderer Begriffe – ein implizit ethisches Urteil.

Der Gedanke einer Trennung von Faktum und Wert ist gleichwohl nicht ohne Grund. Er erwächst aus dem Wertbegriff selbst, der sich wiederum der Geldverwendung verdankt. Wenn wir einem Ding, einer Sache einen *Geldwert* zusprechen, dann unterscheiden wir dieses Ding in seinen bestimmten Eigenschaften (1 kg Zucker; ein Auto; ein Rechtsgutachten) von seinem Wert. Am Zucker ist kein wirtschaftlicher Wert zu finden (auch wenn er für das Backen wiederum wertvoll sein mag). Der Wert entsteht durch die Beziehung zum Geld – ausgedrückt in einem Preis. Ein Preis hat die Dimension:

$$\frac{\text{Geldeinheit}}{\text{Gütereinheit}}$$

Im Preis beziehen wir also zwei heterogene Sphären aufeinander: die physische oder nur zur bewerteten Sache gehörige, und die Wertsphäre, die aus der Geldverwendung erwächst. Ein Preis, scheinbar ein triviales Ding, verbirgt also eine tiefe kategoriale Bedeutung: (1) Im Geld steckt eine *intersubjektive* Beziehung, wie wir unseren sozialen Austausch vollziehen. (2) Im bewerteten Gut verbirgt sich letztlich unsere Beziehung zur Natur, die wir in der menschlichen Produktion umformen und für menschliche Bedürfnisse zugänglich machen. Diese beiden, an sich völlig verschiedenen Sphären, werden ganz alltäglich im wirtschaftlichen Bewerten, im Preis miteinander verflochten. Der Preis, die Bewertung in Geld, spricht also ein unaufhörliches Werturteil über Phänomene der Natur, auch über andere Menschen aus – der Preis eines Menschen ist der Lohn. Etwas abstrakter ausgedrückt: Das Phänomen der Wertung, im Preis offenkundig, verbirgt die Relation zwischen der sozialen, intersubjektiven Sphäre und der Natur. Wenn ein Mensch einen Preis erhält, so wird er wie ein Stück Natur betrachtet: Er erfüllt eine bestimmte Funktion in der Produktion und wird dabei auf eine Stufe mit anderen Produktionsmitteln gestellt. Das ist das Geheimnis dessen, was die Ökonomen im Begriff „Substitution von Produktionsfaktoren“ übersehen. Im Hinblick auf die Bewertung, die Gewinnerzielung sind Maschinen (z.B. Roboter), Menschen und Rohstoffe *gleichwertig*, substituierbar. Das Phänomen der *Wertung*, der Preisbildung entpuppt sich also bei einem phänomenologischen Blick ganz und gar nicht als eine harmlose Sache, und sie ist sicher kein Vorgang, den man in mechanischen Modellen (wie Léon Walras) oder in einer geometrisch-topologischen Beschreibung (wie Gerald Debreu) erfassen könnte. Preise enthalten *notwendig* eine *soziale Dimension*.

In den Preisen verbergen sich für die Menschen sehr nachdrückliche Prägungen im alltäglichen Leben. Es macht eben einen großen Unterschied, ob man freundschaftlich, vielleicht auch streitend *mit Worten* verkehrt, oder ob man Geld verwendet und in der Beziehung einer bestimmten Geldsumme auf ein Ding oder einen anderen Menschen sich rein sachlich verhält.

Im Geld sind die Menschen einander verbunden, dies aber auf eine Weise, die ihre Verbindung *verdinglicht*. Wir behandeln uns *als* Käufer, Verkäufer, Kreditgeber etc., nicht wechselseitig als Individuen, nicht empathisch, sondern sachlich, nüchtern, nur auf einen Zweck – die Bewertung in Geld – bezogen. Keine Reform der Geldwirtschaft könnte diese innere Struktur der im Geld in jeder Form liegenden Wertung aufheben. Sie geht immer wieder neu daraus hervor.

Weil das Geld auf seine spezifische Weise notwendig eine *besondere (ökonomische) Wertung* enthält – einfach durch seine Verwendung –, deshalb tritt es zu *anderen* Werten, wenn es an dieser ökonomischen Wertung gehindert wird, notwendig in Wettbewerb. *Moralische* Werte von außerhalb der Geldwirtschaft stehen nur solange nicht im Widerspruch zur Geldverwendung, solange sie sich nutzen lassen. Fleiß, Disziplin, Treue, Vertrauen, religiös motivierte Opferbereitschaft – dies sind Werte, die sich ökonomisch trefflich nutzen lassen und die der Geldwertung nicht widersprechen. Man hat sie deshalb auch oft eng mit den Märkten in Verbindung gebracht. Doch Werte wie Mitmenschlichkeit, Einfühlung, Mitgefühl, Naturliebe, Achtung vor dem Leben, Gemein Sinn (sofern er sich nicht auf ein Team im Unternehmen beschränkt, sondern die ganze Gesellschaft oder den ganzen Planeten umfasst) – dies sind Werte, die fallweise (nicht immer) der Wertung in Geld *widersprechen*. Der Ort der Geldverwendung – der *Markt* – ist deshalb auch ein Ort der Wertekonkurrenz, ja, um einen Begriff von Wilhelm Röpke zu verwenden, ein „Moralzehirer“. Die Geldökonomie, so lautet die ethische Schlussfolgerung aus der skizzierten Analyse, ist also in der Geldverwendung, sofern sie zu ihrem Funktionieren einer moralischen Grundlage bedarf, auf Moralquellen von *außen* angewiesen.

Bislang habe ich mich auf den Aspekt der Geltung, der Anerkennung und die darin liegende Wertung bei der Geldverwendung bezogen. Es konnte vielleicht deutlich werden, dass Geld ein *primär soziales*, damit ein *kollektives* Phänomen ist, auch ein Phänomen, das verglichen mit anderen Phänomenen auf eine neuartige Denkform und Logik verweist. Man kann das Geld nicht auf Faktoren zurückführen, die *Nicht-Geld* sind – wie Arbeitsleistungen, individueller Nutzen, aber auch nicht auf Recht und Gesetz. All diese Phänomene sind zwar immer wieder mit dem Geld verbunden gewesen, zeichnen aber nicht das Geld *als Geld* aus.

Geld mag jedem, der es verwendet, nützlich sein. Doch man kann nicht einen abstrakten Begriff „Nutzen“ daraus ableiten, der *allgemein* gilt und *anerkannt* ist, bevor man Geld verwendet. Ebenso – Ricardo und Marx haben das versucht – kann man den Wert, wie er im Geld offenbar ist, nicht auf Arbeitsleistungen zurückführen. Marx hat hier den Begriff der „allgemeinen, gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsarbeit“ als Grund für das Geld eingeführt. Dieses Wortungetüm verrät schon die Hilflosigkeit des Gedankens: Verschiedene Arbeitsarten sind ... verschieden – das ist ja gerade der Witz an der *Arbeitsteilung*. Ein Durchschnitt lässt sich bezüglich der Arbeiten ebenso wenig bilden wie für die vielfältigen Formen von Kapital (Maschinen, Gebäude, Infrastruktur), wie das neoklassische Ökonomen versucht haben und bis zur Gegenwart in ihren Modellen wiederholen. Arbeitsarten, verschiedene Kapitalgüter oder Bodenarten sind je untereinander nicht in eine Arbeits-, Kapital- oder Bodensubstanz aufzulösen.⁹

⁹ In den neoklassischen Modellen der Ökonomik werden, trotz einer vielfältigen Kritik in den 1960er Jahren – „Cambridge-Kontroverse in der Kapitaltheorie“; vgl. G. C. Harcourt (1972) –, immer noch Formeln für die Produktion vom Typus: $Y = F(A, K, B)$ verwendet, wobei Y = Bruttoproduktion, A = Arbeit, K = Kapital und B = Boden. Man behandelt in Modellen Y , A , K und B als *skalare* Variablen, maximiert und differenziert, als handle es sich um vier Natursubstanzen und deren mechanische Eigenschaften. Y , A , K , und B sind aber nicht

Wenn also in der Unternehmensrechnung, im Controlling alle Arbeitsarten über einen Kamm – den der *Kosten* – geschert werden, so ist diese „Allgemeinheit“ nur abhängig vom Bezug auf die Geldrechnung. *Durchschnittlich* ist daran nichts, wohl aber eine auffallende *Gleich-Gültigkeit*. Jedes in Geld bewertete Ding oder Phänomen wird gleich-geltend behandelt. Wer in Geld rechnet, ist gleichgültig gegenüber dem Inhalt dessen, worauf sich die Rechnung bezieht. Wenn ein Roboter sich eher rechnet als ein Dutzend Arbeiter, dann werden die Arbeiter einfach entlassen und ein Roboter wird gekauft. Dass damit soziale Beziehung ge- oder zerstört werden, ist für die Geldrechnung *gleichgültig*. Man muss dann schon die Geldverwendung *von außen* in einen rechtlichen Rahmen einzwängen, um solche Ergebnisse abzufedern – was ja ursprünglich einmal eine Idee der *sozialen* Marktwirtschaft war. Die Weltmarktkonkurrenz, die Globalisierung hat solche – vom Standpunkt des Geldes aus betrachtet – Hemmnisse für eine gleichmachende Kostenrechnung in vielen Ländern beseitigt und damit einmal mehr die innere Logik des Geldes offenbart.

6 Geldrechnung, Geldsubjekt und Marktzutrittsschranke

Die performative Anerkennung des Geldes, damit die alltägliche Herstellung seines *Wertes* und der Funktion des *Wertens* vollzieht sich – näher betrachtet – auf eine sehr spezifische Weise. Die Anerkennung ist ein Denkprozess, ist wenigstens teilweise bewusst. Zwar ist die Aufmerksamkeit nicht auf die Anerkennung gerichtet, sie wird aber *uno actu* mitvollzogen in der Geldverwendung. Wie *genau* findet aber diese Geldverwendung statt? Was ist der dafür charakteristische Bewusstseinsprozess? Die Antwort ist einfach und auch jedermann geläufig: In Geld und mit dem Geld wird *gerechnet*. Insofern ist es korrekt, wenn man in der Ökonomik davon spricht, dass das Geld die Funktion einer „Recheneinheit“ erfüllt. Nur ist zu sagen: Diese Funktion gibt es nicht schon vorher, vor dem Rechnen in Geld. Vielmehr ist die Geldverwendung notwendig der Vollzug einer *Rechnung*. Es mag ohne Geld früher schon einfache Formen des Zählens und Rechnens gegeben haben; historische, archäologische Indizien dafür gibt es. Erst durch die Geldverwendung gibt es aber das *Rechnen an sich*, das Rechnen in einer *abstrakten Einheit*.

Genau genommen ist das ein sehr geheimnisvoller Vorgang. Wir benutzen wie selbstverständlich die natürlichen oder reellen Zahlen, um damit alles Mögliche zu berechnen. Dabei verwenden wir als Voraussetzung eine sehr abstrakte Einheit: die Einheit der Zahl, die *Eins*. Wir wissen zwar, dass Drei dreimal die Eins ist. Aber was die Eins eigentlich *ist*, das wissen wir nicht. Sie gilt als Konvention, als Gewohnheit, als Festlegung. Die Mengenlehre sagt, dass die Eins die Kardinalzahl aller Einsermengen (1 Tisch, 1 Person, 1 Planet, 1 Atom usw.) ist. Doch das ist offenkundig eine tautologische Definition. Zwar können wir die Einzigartigkeit eines Baumes oder eines Freundes unschwer erkennen. Aber dass unser Freund und der Baum Ausdruck *derselben* Einheit „1“ sein sollen, das ist ein sehr fremder Gedanke. Auch historisch ist dieser Gedanke erst auf sehr charakteristische Weise entstanden. Das Nachdenken über „das Eine“, Gott als „der Eine“, die Auslegung der Welt als eine Emanation *des* Einen – solche Spekulationen kamen auf, als sich mit der Münze die Geldverwendung langsam

einfach Aggregate, sondern *durch das Geld* vermittelte Bewertungen von höchst heterogenen Dingen und Tätigkeiten. Die soziale Dimension wird in diesen neoklassischen Modellen völlig eliminiert; der Formelapparat erweist sich damit als implizite Ethik: Man behandelt Y, A, K und B als bloße Zahlen *gleich-gültig* und maßt sich auf der Grundlage solch wissenschaftlichen Unfugs sogar politische Ratschläge an. Eine Detailkritik hierzu findet sich in Karl-Heinz Brodbeck (2013) und in den Teilen 4 und 6 meiner „Herrschaft des Geldes“.

ausbreitete. Das Geld ist *das Eine* für die vielen Waren und Modell für die Philosophie. Nur ein Beispiel: Heraklit führt im Fragment 90 alle Dinge auf die eine Weltsubstanz „Feuer“ zurück und sagt: „Wechselweise Verwandlung von Allem (*panta*) in das Feuer und des Feuers in Alles, so wie der Waren in Geld und des Geldes in Waren.“¹⁰

Worin liegt hier das Rätsel? Bei der Geldverwendung hantieren wir mit Münzen oder Scheinen (erst viel später direkt mit Rechnern = Computern). Wir *tun* das Rechnen, in schlechtem Deutsch gesagt. Und tatsächlich kann man historisch vermuten, dass das Herstellen einer Beziehung zwischen *Recheneinheit* (den Münzen) und Waren zunächst ein bloßes Tun war. Wie man bei einfachen Zählformen einen *Vergleich* herstellt – z.B. fünf Äpfel auf fünf Finger bezieht –, so bezieht man Münzen auf Waren. Hierin steckt ein doppeltes Phänomen: Erstens müssen die Münzen (als *Geldeinheiten*) aus gleichartigen Elementen bestehen, z.B. gleiches Gewicht besitzen beim selben Material; zweitens müssen die Waren, auf die man die Zahl der Münzen bezieht, *ihrerseits* gemessen oder gewogen werden. Im Preis, in der Herstellung der Wertrelation verbirgt sich also implizit ein Messvorgang. Das Rechnen in Geld, das Beziehen von *Geldeinheiten* auf *Wareneinheiten* ist ein ursprünglicher, elementarer Messvorgang. Zwar gibt es auch außerhalb der Geldwirtschaft Messvorgänge: Man misst eine Distanz durch Schritte („Fuß“); die Länge eines Dings durch den Arm („Elle“), das Gewicht einer Sache durch Vergleichsmaße („Aufwiegen in Körpergewicht“, wovon viele Mythen erzählen). Doch hierbei ist charakteristisch, dass je nach beobachtetem Bereich die Maße verschieden sind. Es gibt hierbei ursprünglich keine Abstraktion „Zahlenwert“, sondern nur konkrete Maße durch Vergleich: Peter ist größer als Paul, aber leichter; hier wäre „Paul“ die Maßeinheit für Peters Größe und Gewicht. Dass man alle Dinge in *einer* abstrakten Einheit misst – was in unserem alltäglichen Rechnen *selbstverständlich* scheint –, das muss sich einem anderen Phänomen verdanken, einem Phänomen, worin *alle Dinge* mit demselben Maß gemessen werden. Eben dies tun wir alltäglich in der Geldrechnung. Das Geld ist die leere Abstraktion einer Eins im Rechnen. Diese Abstraktion ist ebenso leer wie illusionär. Denn, wie sich gezeigt hat, die „Substanz“ des Geldes ist der allgemeine Glaube an seinen Wert, der gerade erst diesen Wert zirkulär hervorbringt. Das Phänomen „Geld“ offenbart also die Denkform einer leeren, abstrakten Einheit, der leeren „1“ unserer Rechensysteme.

Es gibt neben der „1“ noch eine zweite elementare Zahl: Die Null. Auf den in Indien heute noch gebräuchlichen Rechenbrettern gab es eine leere Stelle, *sunya* genannt – ein Wort, das im Buddhismus als „Leerheit“ (*śūnyatā*) eine große Bedeutung erlangt hat. Diese Leerstelle wurde zum Begriff für die Null, historisch von arabischen Kaufleuten in den Westen gebracht. Sie nannten die Null *asifr*, woraus sich unsere „Ziffer“, „Zero“ und „Chiffre“ ableitet. Was ist eine Null? Eine Null ist der Platzhalter für den *Stellenwert* einer Zahl, also einer vielfachen Einheit. Die Null hat, anders als die Eins der Recheneinheit, keine praktische Entsprechung im kaufmännischen Alltag. An der Null wird erkennbar, dass das Rechnen mehr ist als nur ein Hantieren, ein Vertauschen von Waren und Münzen. Dieselbe Zahl, z.B. die „3“, erhält durch die Null einen höheren sozialen Stellenwert, einen höheren Rang: 30, 300, 3000 usw. Warum ist es möglich, dass ein „Nichts“ wie die Null Werte vermehrt? Das ist phänomenologisch nur möglich, weil die Einheit (die Eins) aller Rechnungen selbst leer, nämlich eine soziale Illusion ist. Wenn man „Nichts“ (Null) als Zahl begreift und zu „Etwas“ (Ziffer) hinzufügt, dann bleibt der Zahlenwert unverändert (algebraisch z.B.: $3 + 0 = 3$). Die Null *vervielfältigt* also

¹⁰ Zahlreiche weitere Hinweise dazu finden sich in dem exzellenten Buch von Richard Seaford: *Money and the Early Greek Mind*, Cambridge University Press 2004. Vgl. auch meine „Herrschaft des Geldes“, Kapitel 5.2.2 und weitere Texte im Literaturverzeichnis.

nur die in der Einheit der Rechnung gegebene soziale Illusion und räumt einer Ziffer einen höheren Rang in der Geltung ein. Was sich hier mathematisch ausdrückt, hat sich in der Geldrechnung je schon mitvollzogen. Das Geld offenbart die in der Mathematik entdeckten Strukturen als soziale Institution. Das Verhältnis ist keines der Kausalität, sondern eines der inneren Verwandtschaft: Geld kann sich nur als Geldökonomie entfalten, wenn sich mit und an ihm rechnendes, mathematisches Denken vollzieht. Und das rechnende Denken entfaltet sich wiederum mit der Geldverwendung.¹¹ Wie im Geld je schon sein Anerkanntsein mitvollzogen ist, so ist mit seiner Verwendung auch das Rechnen je schon notwendig mitvollzogen. Wenn man das Tun des Rechnens in der sozialen Handlung von diesem Vorgang in der Vorstellung trennt, so erscheinen die Objekte – die Zahlen – als Wesen ohne je eigene Bedeutung. Sie entfalten ihre Struktur nur in Relationen. Die innere Verwandtschaft mit dem Geld zeigt sich mathematisch in den undefinierbaren Größen der Einheit der Rechnung (die Eins) und der Null. Auch in der mathematischen Gleichung wird ein Gleichsetzen vorausgesetzt, dessen Sinn mathematisch leer bleibt, in der Geldform aber als *Gleich-Geltung* aller Dinge im Geld seinen Sinn offenbart. Die Zahlen können als reine Relationen ohne Inhalt gedacht werden, wie auch das Geld keinen physischen Inhalt hat, sondern eine kollektive Illusion bedeutet. Ich breche diesen Exkurs, den Blick auf die mit der Geldrechnung gleichursprünglich konstituierte rechnende Denkform hier ab.¹²

Was geschieht nun, wenn wir alltäglich Dinge auf die Geldeinheiten beziehen und ein Maßverhältnis herstellen¹³, wenn wir also in Geld *rechnen*? Das Rechnen ist etwas, das sich in der Sprache vollzieht durch Zahlwörter, auf Papier durch Zahlen, die ursprünglich fast immer Buchstaben waren; Geld und Schrift haben vermutlich historisch denselben Ursprung.¹⁴ Das Rechnen ist also ein *Teil* unserer Sprache, damit ein Teil der in der Sprache jeweils hergestellten Formen unseres Zusammenlebens, unserer Vergesellschaftung. Wir können gemeinsam in der Sprache Handlungen planen, Befehle geben, Aussagen machen (auch lügen), Gebete sprechen usw. Diese Formen der Vergesellschaftung fasse ich, weil sie an der Sprache, dem Sprechen – griechisch *logos* – festzumachen sind, als Vernunftform im Begriff „Logos“ zusammen. Das Wort „Vernunft“ kommt von *vernehmen*; gemeint ist einfach, dass wir beim Nachdenken innerlich sprechen und uns zugleich dabei zuhören, unser inneres Sprechen also *vernehmen* = Vernunft. Der Geldverkehr bringt hier ein spezifisch neues Element in unsere Vernunft, das die Römer *ratio* (= kaufmännische Rechnung) nannten. Daraus wurde in der Moderne das Wort Ratio (= Rationalität) für Vernunft. Tatsächlich handelt es sich aber bei der Ratio um eine ganz andere Vernunftform als beim Logos. Die Ratio ist ein abstraktes *Rechnen*, ein *berechnendes Denken*.

Darin können wir vieles wiedererkennen, was die Moderne charakterisiert. Das Geld ist von den Waren als Wertosphäre getrennt. Als Einheit der Rechnung, als Eins, *verbirgt* die Geldrechnung jeden sozialen Zusammenhalt, der den Austausch zwischen Arbeits- und Bedürfnisteilung gleichwohl herstellt. In dieser rechnenden Ablösung vollzieht das Geld als Denkform zugleich eine Trennung von allen natürlichen Eigenschaften. Sich auf diese Rechnung zu stützen, rechnend zu denken und daraus seine *Subjektivität* zu begreifen, verwandelt das Selbst in ein von allen natürlichen Eigenschaften getrenntes Wesen: Ein isoliertes Ego,

¹¹ Vgl. zu dieser inneren Verwandtschaft D. Seyfort Ruegg (1978); Karl-Heinz Brodbeck (2010).

¹² Mehr dazu findet sich im Teil 5 meines Geldbuches.

¹³ ... oder voraussetzen: Die Maßsysteme, Gewichte usw. sind historisch durchaus gleichzeitig mit der Entwicklung der Märkte und der Geldverwendung entstanden. „Die Herrschaft des Geldes wird von den Dingen damit beantwortet, dass sie uns nur noch ihr quantitatives ‚Gesicht‘ zukehren.“ Bruno Liebrucks (1970), S. 182.

¹⁴ Die archäologischen Funde und ihre Deutung durch Denise Schmandt-Besserat (1992) legen das nahe.

jenes *ego cogito*, das René Descartes in seiner Philosophie beschrieben und damit die Grundlage der Moderne auf den Begriff gebracht hat. Der *Logos* verbindet; er ist am Gespräch der Gemeinschaft, am Diskurs orientiert und hat seine Wahrheit im Du und im Wir. Der rechnende Ort der Ratio bewegt sich dagegen in der *Geldeinheit*, die sich von allem anderen trennt und sich auf Gegenstände nur aus und in der *Recheneinheit* bezieht. In Geld rechnend ist das Subjekt damit ein von allen anderen Menschen und der Natur getrenntes *Ego*, ein rationaler Egoist.

So, wie wir bei Kauf und Verkauf, beim Kredit und ökonomischen Bewertungen rechnen und damit in der menschlichen Gesellschaft immer mehr auch unsere Beziehungen über das Geld abwickeln, ebenso hat sich *innerlich*, im Denken der Subjekte, immer mehr das rechnende Denken dem rein kommunikativ-sprachlichen Denken *überlagert*. Ich nenne diese Subjektform, die dominiert wird durch das aus der Geldverwendung herkommende rechnende Denken, das *Geldsubjekt*. Es ist das Subjekt der Moderne: Nüchtern, rational, berechnend, egoistisch auf den eigenen Nutzen bedacht, im gegenseitigen Verkehr emotionslos und sachlich, jeder Metaphysik oder Religion gegenüber skeptisch: Kurz, ein *aufgeklärtes Subjekt*. Auch die innere Organisation des Menschen wird dadurch affiziert. Wer „rational“ ist, der ist selbstbeherrscht, orientiert sich an nützlichen Handlungen, Gedanken und Dingen – kurz, er ist auch sich selbst gegenüber berechnend.¹⁵

Gegen diese Eroberung der Innenwelt durch die Zahl, die aus dem Geldverkehr stammt, wendet sich *natürlich* ein anderes inneres Wesen: Die Leidenschaften, die Triebe, die Gefühle, das Unbewusste. „Denn die Zahl ist eben die gänzlich ruhende, tote und gleichgültige Bestimmtheit, an welcher alle Bewegung und Beziehung erloschen ist und welche die Brücke zu dem Lebendigen der Triebe, der Lebensart und dem sonstigen sinnlichen Dasein abgebrochen hat.“¹⁶ Die Innenwelt lässt sich nicht so einfach unterordnen unter die berechnende Logik der Ratio. Die Anpassung an die Geldökonomie, in der Erziehung vollzogen, ist nicht einfach ein aufklärender, sondern auch ein disziplinierender Akt, der die Subsumtion der Gesellschaft unter die Geldrechnung *in* den Menschen herstellt. Es zeigt sich *im Innern der Menschen der Moderne*, in ihrer Psyche, dieselbe Struktur, wie in der Gesellschaft: Auch gegen den Versuch einer völligen Verdinglichung der Menschen in der Arbeit, ihrer Unterjochung, Ausbeutung und Funktionalisierung erhob und erhebt sich Widerstand. Was in der Arbeiterbewegung, in sozialen Aufständen als Widerstand gegen die Herrschaft der Geldrechnung in Unternehmen und in der Gesellschaft erkennbar wird – jüngster Fall: die *Occupy-Bewegung* –, dem entspricht innerlich das, was die Psychoanalyse von Freud das Über-Ich nannte. Über unsere Triebe herrscht eine soziale Norm. Sigmund Freud brachte dies mit der traditionellen Familienstruktur in Beziehung: Der Vater, der das Geld verdient, herrscht auch in der Familie. Wir können seinen Gedanken aber unschwer an uns selbst bei der Geldverwendung beobachten: Wir *subsumieren* (ordnen unter) viele unserer Leidenschaften, Hoffnungen, Wünsche dem wirtschaftlich „Notwendigen“; wir suchen in einer Geldökonomie primär ... das Geldeinkommen.

Hier kommt ein zweites Moment hinzu. Das Geld ist nicht nur abstrakte Einheit einer *Rechnung*. Geld wird immer wieder ausgegeben; nur in seiner Bewegung liegt seine Funktion.

¹⁵ Georg Simmel (1977) hat zahlreiche weitere Aspekte der Geldverwendung als deren *Wirkung* beschrieben. Seine Hinweise sind wertvoll, auch wenn er nicht klar unterscheidet zwischen jenen Aspekten, die den *Begriff des Geldes*, damit dessen *Sein* ausmachen, und jenen, die sich als Wirkungen der Geldverwendung empirisch erst ergeben.

¹⁶ Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1971), S. 217.

„Geld ist eine Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich ist, daß man sie *veräußert*.“¹⁷ Dieses Phänomen möchte ich noch etwas genauer betrachten. Die Anerkennung der Rechnungseinheit, das Rechnen in Geld sind grundlegende, keineswegs aber erschöpfende Eigenschaften, die bei der Geldverwendung zu beobachten sind. Blicken wir auf einen einfachen Kauf- oder Verkaufsakt. Es treten sich – ein wenig idealisiert gesprochen – zwei Menschen gegenüber mit je einer Ware und mit einer bestimmten Geldsumme. In diesem Kaufakt begegnen sich die Menschen allerdings auf sehr spezifische Weise. Es wurde schon deutlich, dass man sich zueinander *berechnend* verhält und auch vom je anderen erwartet, dass er „berechenbar“ ist. Das Schlagwort der Aufklärung für diese berechnende Haltung im Unterschied zu menschlichen Leidenschaften war das *Interesse*.¹⁸ Zwar ist ein Kaufakt eingebettet in andere soziale Beziehungen. Es begegnen sich zwei Menschen, sie sprechen miteinander, hegen vielleicht zueinander außerhalb des Kaufakts bestimmte Gefühle (Sympathie, Abneigung, Gleichgültigkeit). Doch all diese Momente sind für die Geldverwendung nicht entscheidend. Ein freundliches Auftreten des Verkäufers mag den Verkaufserfolg begünstigen. Der Kaufakt selbst hängt aber nicht ab von dieser Freundlichkeit, sondern besitzt seine ganz eigene Struktur, gleichgültig, unter welchen psychologisch zu beschreibenden Umständen er zustande kam. Beide Partner beim Kaufakt müssen sich wechselseitig auf *ganz bestimmte Weise* anerkennen. Sie anerkennen, dass der je andere im Besitz einer Ware oder von Geld ist.

Kurz: Sie anerkennen sich wechselseitig als *Eigentümer*. Eigentum ist ein von den je anderen anerkannter Besitz. Rechtliche Regelungen gründen darauf, bringen aber diese Anerkennung nicht hervor. Allerdings kann das Eigentumsrecht *geschützt* werden durch eine übergeordnete staatliche Gewalt. Genau das geschieht, ist allerdings im alltäglichen Geldverkehr *selbstverständlich* geworden. Wir anerkennen beim Kaufakt den anderen jeweils als Eigentümer, und wir anerkennen damit auch alle Institutionen, die das Eigentum schützen (durch Recht, staatliche Gewalt, Gerichte). Mit jedem Kaufakt stimmen wir also nicht nur zu, *dass* wir das Geld als Rechnungseinheit, als Form des ökonomischen Verkehrs anerkennen. Wir stimmen auch gleichzeitig ab über das Gelten des Eigentumsrechtes, das für die vielen Kaufakte und die Geldverwendung vorausgesetzt ist.

Hier nun ist allerdings etwas Merkwürdiges zu beobachten. Kauf und Verkauf bestehen gerade darin, dass durch die Geldverwendung ein *Wechsel* des Eigentums stattfindet: Der Käufer möchte Eigentümer der Ware, der Verkäufer Eigentümer von Geld *werden*. Die Geldverwendung, der Markt, ist also ein unaufhörlicher Prozess des Eigentumswechsels. Da Übergabe der Waren und Zahlung zeitlich auch auseinander fallen können, lässt sich hier noch mehr beobachten. Wer eine Ware erhält, ohne sofort zu bezahlen, der geht ein *Schuldverhältnis* ein. Ein Schuldverhältnis wird wieder aufgelöst durch die *Zahlung*. Wenn man deshalb das Geld auch als *Zahlungsmittel* beschreibt, dann meint man damit eine die Schuld wieder aufhebende Funktion. Meist sind die alltäglichen Schuldverhältnisse nur sehr kurzfristig – z.B. nur für die Dauer des Weges mit dem Einkaufswagen vom Regal bis zur Ladenkasse. Gleichwohl: Schuldverhältnisse gehören *untrennbar* zu Geldverwendung, zum *Begriff des Geldes*, wie er

¹⁷ Immanuel Kant (1968), S. 286.

¹⁸ Das ist denn auch der einfache Sinn des berühmten „Bäcker-Zitats“ von Adam Smith: „Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen- sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“ Adam Smith (1978), S. 17.

hier durch eine phänomenologische Analyse aufgedeckt wird.¹⁹ Durch verschiedene Geldformen können diese Schuldverhältnisse allerdings auch zeitlich weit auseinander fallen. Die heute gebräuchliche Geldform – das Girogeld durch ein Konto auf der Bank – erlaubt (in Grenzen) kurzfristige Schuldverhältnisse auszudehnen. Das ist der *Kredit*. Wer vorläufig auf eine Zahlung verzichtet und einen Zahlungsaufschub gewährt, der gewährt einen Kredit.

All dies – normierte Eigentumsrechte, Schuldverhältnisse, Kredit – wird ganz alltäglich immer wieder neu reproduziert, und es werden die gesellschaftlichen Institutionen, die dies organisieren, auch immer wieder bestätigt. Wer kauft oder verkauft, der vollzieht performativ immer wieder einen Akt der Zustimmung zu all den die Geldverwendung umgebenden gesellschaftlichen Formen. Und diese Formen hängen unmittelbar selbst an der Geldverwendung. Sie kommen nicht von außen hinzu.

Im Kaufen und Verkaufen gehen wir also unentwegt (wie kurzfristig auch immer) *Schuldverhältnisse* ein, handeln indirekt mit Eigentumsrechten und anerkennen in all dem das Gelten des Geldes als jenes Medium, das unsere Handlungen *ökonomisch* miteinander verbindet, unsere gegenseitige Abhängigkeit als einen endlosen Prozess vermittelt. Diese *innere Dynamik* der Geldökonomie wirbelt die Eigentums- und Schuldverhältnisse durcheinander, weil jeder Kaufakt zugleich ein Verlust von Geld und ein Gewinn von Produkten (Waren, Dienstleistungen) ist – während umgekehrt der Verkäufer seiner Waren verlustig geht; worüber er aber nicht traurig ist, weil er die Produkte ja für den Verkauf produziert oder eingekauft hat. Das auffallende Phänomen hierbei ist also, dass die Geldverwendung unaufhörlich eine Geldlosigkeit hervorbringt. Man kann Geld nur *verwenden*, wenn man es ausgibt. Und wer Geld ausgibt, hat hinterher trivialerweise *weniger* Geld oder gar keines mehr, wie ein Tagelöhner nach seinem täglichen Einkauf.

Was wie eine Trivialität klingt, ist in Wahrheit ein bedenkenswertes Phänomen: Wir alle können *und dürfen* (rechtlich legal) nur auf den Märkten mitspielen, wenn wir zu diesem Spiel eine *Eintrittskarte* besitzen: das Geld. Die Metapher des Spiels wird gerne von Ökonomen verwendet; doch sie vergessen dabei regelmäßig genau diesen Aspekt. Die Geldverwendung *vergesellschaftet* die Menschen, bindet die Arbeits- und Bedürfnisteilung auf eine sehr spezifische – monetäre – Weise zusammen, vermittelt höchst unterschiedliche Lebens- und Erfahrungswelten der Produktion und des Konsums. Doch diese *Innenwelt* der Vermittlung,

¹⁹ Es gibt einige Geldtheoretiker – populär ist in jüngerer Zeit vor allem David Graeber (2011), der Ansätze seines Lehrers Michael Hudson (2002) vertiefte, die auch Stephan Zarlenga (2002) übernommen hat –, die Schuldverhältnisse als *ursprünglich* betrachten und versuchen, aus Schuldverhältnissen das Geld abzuleiten. Bernhard Laum (1924) hatte gezeigt, dass tatsächlich historisch eine Vorform der Münze im Opferkult als Sühnegabe zu suchen ist; Richard Seaford (2004), S. 102ff. untersucht das anhand von Pfeilspitzen für Bratspieße bei Opfergaben, Vorformen der Münzen. „Die Opfer sind im Gelde geronnen“, vermutet auch Bruno Liebrucks (1970), S. 178. Der historische Zusammenhang, den Laum „Heiliges Geld“ nannte, ist unbestritten. In dieser Schuld-Theorie des Geldes wird aber übersehen, dass Schuldverhältnisse *unaufhörlich* aus dem Kauf und Verkauf entstehen und so zum Geldbegriff selbst gehören, darin aber aus diesem selbst phänomenologisch zu erschließen sind. Falls man frühere historische Formen „Schuldverhältnisse“ *vor dem Geldverkehr* nennt, so haben diese einen völlig anderen Sinn und können damit die Bedeutung des Geldes *als Geld* nicht erklären. Sind es aber *monetäre* Schuldformen, so setzen sie trivialerweise den Begriff des Geldes zirkulär voraus und können ihn wiederum nicht erklären. Es ist umgekehrt: Nur wenn man die im Geldverkehr entstehenden Schuldverhältnisse verstanden hat, kann man *Vorformen* historisch erkennen. Hudson, Graeber und Zarlenga betonen, das Neue an ihren Schuld-Theorien sei vor allem die Einsicht, dass das Geld nicht aus dem Tausch entstanden sein kann, wie Adam Smith glaubte. Doch diese richtige Einsicht ist wiederum nicht neu; vgl.: „Die These, Geld sei aus dem *Tausch* hervorgegangen, aus der Einsicht, dass es *zweckmäßig* sei, findet keine Stütze.“ Historische Belege deuten zudem darauf hin, „dass Geld gerade *nicht* aus dem Tausch entstanden ist.“ Karl-Heinz Brodbeck (1996), S. 202-203. Ich habe übrigens für mein Argument auf dieselben Quellen verwiesen, die auch Hudson und Graeber später als Beleg verwendet haben.

die Teilnahme an der Geldökonomie, an den Märkten setzt immer schon voraus, über Geld als Eigentümer zu verfügen.

Wie gelangt man – rechtens – an Geld? Für die große Masse der Marktteilnehmer gilt: Nur durch den Verkauf eines Produkts, einer Ware. Man muss also stets symmetrisch einen Käufer für seine Ware finden, um an einer Geldökonomie teilnehmen zu können. Der großen Mehrzahl der Menschen auf unserem Planeten, der vom Geld regiert wird, gelingt dies nur durch den Verkauf einer *Dienstleistung* oder der *Arbeitskraft*.²⁰ Andere erzeugen Produkte – vom Einzelunternehmer bis zu großen, globalen Konzernen – und suchen dafür auf den Märkten Käufer. Man erhält also nur Zutritt zum Markt, wenn man *entweder* unmittelbar bereits über Geld verfügt oder jemand auf dem Markt findet, der Geld für eine angebotene Ware (z.B. die Arbeitskraft) oder Dienstleistung bezahlt. Die *eigentliche* Hürde hierbei ist immer der Geldbesitz. Wer keinen Käufer für sein Angebot findet, der steht ohne Geld da. Ihm wird der Marktzutritt verweigert. Geld ist keineswegs nur ein klug erdachtes Mittel, in dem wir unsere Leistungen und Bedürfnisse aneinander rechnen. Geld ist eine *Marktzutrittsschranke*. In der Gegenwart wird diese Marktzutrittsschranke für ein Teilsystem der Wirtschaft, für die Banken und die Finanzmärkte, allerdings vielfach aufgehoben. Zentralbanken können Geld schaffen (*fiat money*), sofern Geld als Geld bereits anerkannt wird und bilden somit eine Geldquelle *ohne Gegenleistung* auf dem Kreditwege an das Banksystem. Diese Möglichkeit *beruht* auf dem Monopol der Geldausgabe. Der Kredit hat allerdings bereits seit alter Zeit die Marktzutrittsschranke scheinbar vorübergehend außer Kraft gesetzt und tut dies im modernen Alltag weiter als überzogenes Girokonto, Bankkredit, Hypothek, Anleihe usw. Diesem Phänomen möchte ich mich nun näher zuwenden.

7 Kredit und die Fiktion einer Geldmenge

Aus der beschriebenen ganz alltäglichen Dynamik der Geldverwendung ergibt sich für die beteiligten Geldsubjekte eine grundlegende, für Geldökonomien charakteristische Motivation: *Das Streben nach Geld*. Geld als Ding, als Rechnungseinheit hat keinen Nutzen. Wir benötigen Geld zur Marktteilnahme. Aus der endlosen Vergänglichkeit des Geldbesitzes durch die Anwendung von Geld (wir geben es aus) erwächst ebenso endlos das erneute *Streben nach Geld*. Das Streben nach Geld ist nur die Kehrseite der Dynamik in der Geldverwendung, nicht etwas, das äußerlich hinzukommt. Es gehört notwendig zur Geldverwendung.

Diese aus der Tatsache, dass Geld eine Marktzutrittsschranke ist, alltäglich neu erwachsende Motivation des Strebens nach Geld differenziert sich allerdings wiederum in einige Formen, die ihrerseits auch aus dem Geldverkehr erwachsen. Die größte Sicherheit, tatsächlich jederzeit Marktzutritt zu erlangen, ist ein hoher Geldbesitz. Der Geizhals aber, der aus Angst, sein Geld zu verlieren, das Geld *hortet*, fällt aus dem Geldverkehr, dem Kreislauf aus

²⁰ Was ist der Unterschied? Eine Dienstleistung ist, wie der Name sagt, eine ganz bestimmte zu erbringende Leistung (Putzen, ein Lieferservice, eine Zahnbehandlung, eine Beratung usw.). Wer sie erbringt, gilt als Unternehmer. Es wird nur die vordefinierte Leistung gekauft. Wer seine Arbeitskraft verkauft, der überlässt die spezifische Nutzung dem Käufer. Das Unternehmen definiert, welche Leistung zu erbringen ist: den Inhalt der Tätigkeit und den zeitlichen Rahmen. In Differenz zur Sklaverei geht aber nur die erbrachte Leistung, nicht die arbeitende Person in das Eigentum dessen über, der den Lohn für die Arbeitskraft bezahlt. Die Freiheit, die eigene Arbeitskraft an andere Unternehmen verkaufen zu können, bleibt im Prinzip gewahrt. Diese Freiheit wird allerdings dann zur ideologischen Phrase, wenn bei hoher Arbeitslosigkeit gar keine Alternativen bestehen oder in Krisen und bei Unterentwicklung überhaupt keine Jobs angeboten werden, die Marktzutrittsschranke also unerbittlich vom „Reichtum der Nationen“ ausschließt.

Waren und Geld heraus. Er entzieht den Märkten das Geld. Zwar ist sein Motiv letztlich auch aus dem Geldverkehr hervorgegangen; doch er versucht den Verlust von Geld beim Einkaufen dadurch zu vermeiden, dass er die Marktteilnahme verweigert und gleichsam auf einem wachsenden Geldbesitz sitzend „hungert“. Keynes nannte die Neigung, Geld zu horten, *Liquiditätspräferenz*. Das Motiv dafür ist die Angst vor der Zukunft, d.h. die Angst, künftig aus Geldmangel keinen Zutritt zu den Märkten zu erhalten, die Sorge, auch künftig zahlungsfähig zu bleiben. Letztlich sind Geldhorte also das Resultat einer Motivation der Angst, die wiederum aus der Tatsache hervorgeht, dass Geld eine Marktzutrittsschranke ist. Das massenhafte Horten von Geld hebt die Funktion der Märkte partiell auf. Es wird dadurch schwieriger, Käufer zu finden, wodurch die Marktzutrittsschranke tendenziell höher wird. Das Bilden von Geldhorten lässt sich also unschwer als ein Grund für Wirtschaftskrisen erkennen. Silvio Gesell hat – unabhängig von und vor Keynes – diesen Aspekt besonders betont und eine heute immer noch diskutierte Lösung vorgeschlagen, wie man das Horten von Geld vermeiden kann. Im Kern beruht seine Idee darauf, das Horten mit einer Gebühr zu belasten („Schwundgeld“). Ich möchte auf diese Idee hier nicht eingehen und erwähne sie aufgrund ihrer Popularität bei „alternativen“ Geldtheoretikern, um an den phänomenologisch ausweisbaren Kern von Gesells Überlegung zu erinnern. Es geht mir hier nicht um Geldreform, sondern um *Gelderkennntnis*.

Das Horten von Geld aus Angst ist gleichsam das pervertierte Streben nach Geldbesitz, wie es aus dem Geldverkehr alltäglich immer wieder neu hervorgeht. Das einfache Streben nach Geld, um Marktzutritt zu erhalten, ist noch keine pervertierte Geldgier. Um die Geldgier zu verstehen, müssen wir nochmals auf die bei der *Geldverwendung* entstehenden Schuldverhältnisse blicken. Aristoteles hat das in der *Nikomachischen Ethik* (5. Buch) und im ersten Buch der *Politik* analysiert. Später hat Karl Marx diese Gedanken aufgegriffen und in eine formale Sprache übersetzt, die sich als sehr hilfreich für das Verständnis erweist.²¹ Was hat Aristoteles – übersetzt in die Formelsprache von Marx – beobachtet bei der Geldverwendung? Man kann hier für Geldökonomien drei Formen beobachten, die gleichsam *implizit* in jedem Kaufakt enthalten sind. In den von Marx eingeführten Symbolen W für Waren, G für Geld (W' und G' bezeichnen jeweils andere Warenqualitäten oder Geldquantitäten). Sie lauten²²:

W-G-W'	(Verkauf und Kauf)
G-W-G'	(kaufmännischer Handel)
G-G'	(Wucher, Kredit und Zins).

Die Form W-G-W' zerfällt in zwei Akte: Verkauf und Kauf. Ein einfacher Kaufakt ist aus der Warte des Warenbesitzer $W \rightarrow G$: er gibt die Ware her und erhält Geld (eingebettet in all das, was oben skizziert wurde: performative Anerkennung der Geldeinheit, rechnendes Denken,

²¹ Vgl. hierzu Scott Meikle (1994) für eine genauere Darstellung bei Aristoteles.

²² Marx fügt als erste die Form W-W' (einfacher Tausch ohne Geld) hinzu, die auch Aristoteles erwähnt. Doch diese Form ist kein *spezifisches* Phänomen das Geldökonomien charakterisiert. Falls es in einer Geldökonomie noch zu naturalem Tausch kommt, so findet dieser *getrennt* von monetären Prozessen statt. Die These, dass sich *historisch* aus der Form W-W' das Geld entwickelt habe – Marx vertritt ihn ebenso wie Menger –, hat sich bereits oben im Text als undenkbar erwiesen. Auch enthält der Begriff „Ware“ (W) bereits die Geldverwendung, denn Waren haben Preise. Natural getauscht werden Produkte, keine Waren. Es ist also ein Kategorienfehler, die naturale Form als W-W' zu bezeichnen. Man projiziert (genau das war der Fehler bei Marx und Menger) die Geldverwendung schon auf den Naturaltausch. Auch Simmel folgt dieser Linie und sagt, „dass der Tausch selbst im Gelde Körper geworden ist.“ Georg Simmel (1977), S. 308.

Anerkennung der Eigentumsrechte etc. pp.). Der Käufer vollzieht den symmetrischen Akt dazu: $G \rightarrow W$. Nun funktioniert das Geld aber nur, wenn es wieder ausgegeben wird. Es kommt zu einer *Verkettung* der Kaufakte: $W - G - W'$ usw.

Im Kaufakt *implizit* ist die Entstehung eines Schuldverhältnisses. Ein Schuldverhältnis ist gleichsam ein *unabgeschlossener* Verkaufs- oder Kaufakt. Die Ware W wird hergegeben: $W \rightarrow$, doch die Gegenleistung G erfolgt erst später. Oder gar nicht: Dann verwandelt sich der Kauf in ein neues Rechtsverhältnis, einen Rechtsstreit bei Zahlungsunfähigkeit. Es gibt auch das symmetrisch dazu erscheinende Schuldverhältnis: $G \rightarrow$. Geld wurde gegeben, die Gegenleistung ist noch nicht erfolgt. Weil Kauf und Zahlung zeitlich immer wieder auch auseinander fallen, deshalb ist die Wertsumme aller Waren auf einem Markt nicht einfach einer bestimmten Geldsumme gleich. Erstens wird das Geld unterschiedlich schnell wieder ausgegeben. Es gibt immer *vorübergehende*, kleine oder größere Geldhorte. Zweitens bilden sich unaufhörlich neue Schuldverhältnisse. Wer ein erlaubtes Schuldverhältnis eingeht, wer also z.B. einem Käufer Zahlungsaufschub gewährt, der *gewährt Kredit*. Er *vertraut* (Lat. *credere*) dem Käufer und seiner späteren Zahlung. Weder die temporäre Bildung von Geldhorten noch die Kreditvergabe lässt sich auf irgendeine Weise *mechanisch* beschreiben. Deshalb ist die *funktionierende* Geldmenge auf einem Markt nicht einfach durch Addition auf Konten zu erkennen. Die Geld-Menge ist gar nicht formal mit sich selbst identisch. Es handelt sich um eine lebendige Größe, die sich im Rhythmus von Kaufen und Verkaufen, Horten und durch den Kredit verändert; dazu gleich noch mehr.

Der in der traditionellen Ökonomik verwendete, rein mechanische Begriff der „Umlaufgeschwindigkeit“ des Geldes kann all diese Phänomene gar nicht erkennen. Gewiss ist es richtig zu sagen, dass *von außen betrachtet* ein Geldstück mit einer bestimmten Häufigkeit weitergegeben wird. Nimmt diese Häufigkeit zu, dann steigt in diesem Sinn die „Umlaufgeschwindigkeit“. Doch diese Größe ist auf keine Weise gegeben. Wenn man die Umlaufgeschwindigkeit empirisch ermitteln möchte aus der Definitionsgleichung $MV = PY$ (M = Geldmenge, V = Umlaufgeschwindigkeit, P = Deflator des BIP, Y = BIP), dann ist sowohl das nominale BIP = PY wie auch die *Geldmenge* eine rein konstruierte Größe, keine mechanisch zu beschreibende Tatsache, aus der dann die Umlaufgeschwindigkeit $V = PY/M$ ermittelt werden könnte. M ist ebenso wenig mit sich identisch wie die Summe der Werte aller umlaufenden Güter gegeben.

Zudem verliert auch der mechanische Begriff „Geschwindigkeit“ gänzlich seinen Sinn, wenn gar keine identifizierbare Entität – wie eine Münze – zur Geldrechnung verwendet wird, sondern nur noch Zahlen auf einem Computer, die unaufhörlich neu verbucht werden und deren Identität als Summe gar nicht identifizierbar oder zuzuordnen ist. Wo „ist“ das Geld bei einer Überweisung von einem Girokonto auf ein anderes? Identifizierbar sind nur noch die *Eigentumsrechte* an solchen Buchungsgrößen, auch der Zeitpunkt der Wirksamkeit eines Eigentumsrechts (beim Zahlungseingang). Diese Eigentumsrechte verändern sich weit weniger rasch als die unaufhörlichen Umbuchungen im Bank- und Finanzsystem. Wenn 1000 € von Konto A am 1.2.2013 nach Konto B überwiesen werden und am 4.2.2013 dort als Gutschrift erscheinen, dann ist die Wirksamkeit der 1000 € in der Zwischenzeit, gar die isolierte Identität von 1000 € – für die Banken meist durchaus profitabel – völlig unkenntlich. Hier von *Umlaufgeschwindigkeit des Geldes* zu sprechen, verdeckt das Geldphänomen als bloß illusionäre Entität der Rechnung.

In der traditionellen ökonomischen Theorie – um unsere Überlegungen direkt zu vergleichen – versucht man, der Geldmenge einen Geldwert der umlaufenden Güter gegenüberzustellen. Das kann etwa wie folgt formuliert werden: Sei x_i die Ware i , dann ist bei n Waren

und mit p_i als dem jeweils zugehörigen Warenpreis – mit $i = 1, \dots, n$ – die Wertsumme, der Geldwert G_w der Waren (= Transaktionsvolumen) in einem bestimmten Zeitintervall wie folgt zu definieren:

$$G_w = \sum_{i=1}^n p_i x_i .$$

Es wäre nun völlig sinnlos – obgleich der Monetarismus daraus eine verbreitete Theorie gemacht hat –, diese Summe der Warenwerte auf die Summe des umlaufenden Geldes zu beziehen. Dafür gibt es wenigstens fünf Gründe: *Erstens* ergibt sich überhaupt nur durch den Marktprozess, *was* eine tatsächliche Ware oder was nur ein Flop, also ein gescheitertes Angebot ist; weder ist in jedem Fall die Größe x_i als Ware zu charakterisieren, noch ist die Anzahl der tatsächlich gehandelten Güter bestimmt. Innovationen variieren unaufhörlich die Zahl der auf den Märkten gehandelten Produkte, wobei viele auch scheitern. *Zweitens* sind viele Produkte dauerhaft (Maschinen, Kühlschränke, Computer), so dass deren Beitrag zum „Wohlstand der Nationen“ nur durch eine grobe Hilfsrechnung (Abschreibungen) bestimmbar ist. *Drittens* müssten, um das umlaufende Geld mit gehandelten Produkten vergleichen zu können, auch die sog. „Finanzdienstleistungen“ mit einbezogen werden. Der Finanz- und Banksektor wird durchaus zum BIP gerechnet, obgleich weite Teile ein fiktives Schneeballsystem der Kreditvergabe und Verschuldung darstellen. Zudem sind im Finanzsektor Preis- und Mengenkomponekte gar nicht zu trennen. Die Vorstellung, dass eine Geldmenge die Preise *getrennt* von den „realen Gütermengen“ beeinflusst, hat hier überhaupt keinen Sinn – obwohl Zentralbanken sehr wohl Börsen durch billiges Geld stützen können. Es muss hier zu einer *Krise* kommen, um die fiktiven Werte wahrnehmbar zu machen. *Viertens* müssten auch die Lohn- und Zinszahlungen sowie die Gewinnausschüttungen einschließlich der Managementgehälter Teil des Transaktionsvolumens sein, denn auch für diese Zahlungen wird Geld verwendet. Die Definition der realen Komponente einer „Managementleistung“ ist aber unmöglich – von moralischen Fragen nach der angemessenen Höhe der Entlohnung dieser „Leistungen“ (Managementgehälter, Bonuszahlungen etc.) ganz abgesehen. *Fünftens* schließlich ist der Geldwert G_w der Waren, das gesamte Transaktionsvolumen keiner als *Bestandsgröße* definierbaren Geldmenge M zuzurechnen, weil sich diese Menge durch Kredite, Horte oder panische Käufer und Verkäufe unaufhörlich in ihrer Wirksamkeit *als Geld* ändert.

Die Theorien, die also eine wie immer statistisch generierte „reale Wirtschaftsleistung“ mit einer wie immer verbuchten „Geldmenge“ vergleichen und daraus Aussagen über Preisentwicklungen ableiten wollen, bewegen sich wissenschaftlich in einer völligen Nebelwelt – was sich in gescheiterten Prognosen regelmäßig auch öffentlich manifestiert. Die bloße Idee, es gäbe so etwas wie einen *realen* Sektor, funktional getrennt von Geldprozessen – und das *in einer Geldökonomie* – ist ein Märchen. Man kann gewiss technisch gemessene Produktionsmengen oder zahlreiche Dienstleistungen von Geldprozessen unterscheiden und *insofern* von „realer Wirtschaft“ sprechen. Doch diese reale Sphäre interagiert immer nur über Kauf und Verkauf und ist insofern unlösbar durch das Geld vermittelt. Auch an technischen Relationen ist die soziale Vermittlung durch das Geld nicht zu tilgen.

Geld ist eine Denkform; es lebt in seiner Verwendung mit den Menschen – und diese Menschen horten, variieren vielfältig ihre Kreditbeziehungen und verändern so unaufhörlich die *funktionierende* Geldmenge, damit die „Geschwindigkeit“ des umlaufenden Geldes. Mit diesen vielfältigen Veränderungen verändert sich jedes Mal die Vergesellschaftung der Arbeits- und Produktionsprozesse und der geteilten Bedürfnisse, die sich ihrerseits *mit diesen Geldprozessen* bei Innovationen oder durch Werbung verändern. Wenn man die vielen Geldfor-

men bei Unternehmen und auf den Finanzmärkten, die aus der ursprünglichen Rechnungseinheit durch Kredite entwickelt werden, noch hinzuzählt (Kreditkarten, Bonuspunkte, Überziehungskredit, Rabatte, Studentenkredite usw.), dann wird deutlich, dass der Begriff „Geldmenge“ ein Leerbegriff ist. Was hier als „Menge“ angesehen wird, ist ein lebendiger, kognitiv vermittelter Prozess, der die Vergesellschaftung immer wieder durch Täuschungen und Enttäuschungen, durch Krisen und Boomphasen hindurch vollzieht. Wenn man also – dies ist das wichtige Resultat der Phänomenologie des Geldes – das Geld als in sich differenzierte, vielfältige und sozial vermittelte *Denkform* erkennt, dann versteht man, dass alle Vorstellungen vom Geld als *Menge*, als Zahl in der Bilanz der Zentralbank oder als „Öl in der Wirtschaftsmaschine“ einfach nur absurd sind. Ohne Öl, um im Bild zu bleiben, gibt es gar keine Maschine. Wirtschafts- oder geldpolitische Schlussfolgerungen aus dem Zusammenzählen von Summen auf Zentralbankkonten zu ziehen, ist ein verhängnisvoller Denkfehler.

8 Geldgier und Zins

Sehen wir dem Geldprozess in seiner alltäglichen Struktur noch etwas genauer zu, um daraus die durch das Geld veränderten Denkformen und Handlungsmotive der Menschen verstehen zu können. Was zeigt sich, wenn man die Differenzierung von Kauf und Verkauf durch Schuldverhältnisse und Kreditformen einbezieht? Wer eine Zahlung aufschiebt, wer Geld hortet, wer *vorübergehend* die Funktion von Geld als Vermittler entweder beschleunigt (Kredit) oder verlangsamt (Hort), der verwendet eine neue, implizite Funktion des Geldes. Weil das Geld auf den Märkten von allen anerkannt wird, weil seine Geltung unbestritten und insofern ein Wert ist, weil ferner die Marktprozesse durch das Ausgeben oder Zurückhalten von Geld *beeinflusst* werden, deshalb hat sich bereits früh eine ganz neue Geldfunktion aus Kauf und Verkauf herausgelöst. Aristoteles hat sie zuerst analysiert; ich verwende wieder die Formeln von Marx. Ein Marktprozess lässt sich formal beschreiben als eine vielfältige Kette von Waren und Zahlungen für diese Waren:

$$W - G - W' - G - W'' - G - W''' \text{ etc.}$$

Eingebettet in diese Kette ist eine auf den ersten Blick sinnlose Form: $G - W' - G$. Da nun aber Geld zur Überwindung der Marktzutrittsschranke die Motivation des Strebens nach Geld hervorgebracht hat, erwächst gerade aus dieser scheinbar sinnleeren Form eine ganz neue Motivation: *Die Geldgier*. Wenn man eine bestimmte Geldsumme besitzt, dann kann man diese Geldsumme *strategisch* nutzen, um durch geschickte Käufe und Wiederverkäufe diese Geldsumme zu *vermehrten*. Es wird dann daraus die Form: $G - W - G + \Delta G$. Dabei ist ΔG der Gewinn bei diesem Geschäft. Der Geldbesitzer kauft die Ware nicht, weil er sie benötigt, er kauft sie, um sie *wieder zu verkaufen*, mit dem Ziel, dabei die ursprüngliche Geldsumme zu *vermehrten*. Der Käufer wird hier zum *Kaufvermittler*, eine ursprüngliche Funktion des Kaufmanns; ΔG ist der Kaufmannsgewinn oder einfach *der Gewinn*.

Doch damit nicht genug. Aristoteles fügt dem noch eine weitere Form hinzu. Der Geldbesitzer kann eine Geldsumme auch *direkt* verleihen – als *Kredit*. Er tut dies, nunmehr motiviert von seiner Geldgier, in der Formel: $G - G + \Delta G$. Hier erscheint der Zuwachs an Geld ΔG nicht als kaufmännischer Gewinn, sondern als Gegenleistung für die *Kreditvergabe*. ΔG wird in dieser Form zum *Zins* und $\Delta G/G$ zum *Zinssatz*, der „Wachstumsrate“ der ursprünglichen Geldsumme. Diese Form und die zugehörige Motivation, obgleich sie aus dem ursprünglichen Geldverkehr immer wieder neu hervorgehen, hat nun eine ganz neue Bedeutung. Sie *dienen*

nicht mehr der Vermittlung von Leistungen und Bedürfnissen, von Produktion und Konsum. Sie *vergesellschaftet* nicht die Arbeits- und Bedürfnisteilung, sondern sie *überlagert* sich dieser Vergesellschaftung. Aristoteles sah darin einen *Missbrauch*. Der Zins ist institutionalisierte Geldgier.

Man kann es in der Sprache der Ökonomik auch so ausdrücken: Während das Geld als Tauschvermittler einen sozialen Nutzen stiftet (es vergesellschaftet Arbeit und Bedürfnisse), ist dieser Nutzen bei der Zinsnahme nicht zu erkennen. Im Gegenteil, hier wird eine *soziale Institution* – Ökonomen nennen solche Institutionen und ihre Funktionsweise auch „öffentliche Güter“ – missbraucht für *private Zwecke*. Der Zins ist gleichsam die kristallisierte Geldgier und darin die Durchsetzung eines *rein privaten Interesses* auf dem Rücken einer gemeinschaftlich genutzten Institution: Geld (man beachte die Doppelbedeutung: Interesse \rightarrow *interest*). Es wird auch verständlich, weshalb das Wort „Tausch“ etymologisch mit *Täuschen* in Verbindung steht. Der Kaufmann täuscht ein Interesse an Waren vor, hat aber nur ein Interesse am Zins (*interest*). Das Streben nach Zins ist insofern die reinste Form des Interesses in einer Geldökonomie. Die mittelalterlichen, scholastischen Autoren haben das Zinsnehmen der *Lüge* gleichgesetzt.²³ Man täuscht im Kredit ein Interesse am anderen vor, ist aber nur auf dessen Geld aus, missbraucht also dessen Vertrauen. Aus dieser Herkunft ist verständlich, weshalb das Zinsnehmen für rund 2000 Jahre ethisch geächtet und verboten war.

Die Neuzeit hat dieses ethische Urteil schrittweise aufgehoben. Um diese Situation genauer zu verstehen, erinnere ich zuvor noch an ein wichtiges Element in der Kreditbeziehung, das auf den ersten Blick trivial zu sein scheint: Bei einem Kredit fallen Geldvergabe und Rückzahlung *zeitlich* auseinander. Man muss die obige Formel deshalb eigentlich mit einem Zeitindex „t“ versehen, wobei t für eine Woche, einen Monat oder ein Jahr stehen kann und die Zahl „1“ eine solche Zeiteinheit bedeuten soll: $G(t) \rightarrow G(t+1)$, wobei $G(t+1) - G(t) = \Delta G$. Der Zins ΔG wird zum Zeitpunkt t+1 fällig und überbrückt die zeitliche Differenz beider Geldzahlungen, während sich zu diesen überbrückten Zeitpunkten jeweils auch ein Eigentumswechsel vollzieht: Der Kreditgeber gibt, der Kreditnehmer nimmt Geld zum Zeitpunkt t, umgekehrt beim Zeitpunkt t+1. Dieses Zeitmoment wurde in der Geschichte höchst unterschiedlich beurteilt. Die scholastischen Autoren argumentierten wie folgt: Die Zeit kann kein Mensch herstellen; nur Gott in seiner Ewigkeit steht über der Zeit, ist die Macht der Zeit. Wenn folglich ein Kreditgeber – im Mittelalter *Wucherer* genannt – zu einem späteren Zeitpunkt mehr Geld zurückfordert als er verliehen hat, dann will er die *Zeit* verkaufen, maßt sich also das Eigentum an der Zeit an, die nur Gott gehört. Deshalb drohte den Wucherern die ewige Verdammnis: Mit Gottesgaben egoistisch zu verfahren war eine Todsünde.

Ganz anders in der Neuzeit, etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Hier argumentieren die Ökonomen völlig anders. Sie sagen, wer einen Kredit vergibt, der muss auf die Rückzahlung *warten*. Das Warten ist aber ein Leid, kein Nutzen, verlangt also eine Kompensation: den Zins. Eine andere Argumentationslinie verläuft parallel: Während der Wartezeit auf die Rückzahlung kann viel geschehen. Der Kreditnehmer ist vielen Situationen ausgeliefert, die die anfänglichen Vertragsbedingungen des Kreditvertrags unterlaufen und ihn womöglich zahlungsunfähig machen. Folglich trägt der Kreditgeber – der Wucherer – ein *Risiko*, und je länger der Kreditvertrag läuft, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass ein nachteiliges

²³ Übrigens wurde auch das Prägen von Falschmünzen oder Münzen mit geringerem Metallwert der Lüge gleichgesetzt. Beim Zins handelt es sich um eine private Lüge der Wucherer, im zweiten Fall um eine öffentliche Lüge der Fürsten oder der Regierung. Zins ist der Missbrauch einer öffentlichen Funktion, Geldentwertung der Missbrauch des Vertrauens in Geld.

Ereignis eintritt und die Kreditsumme nicht (oder nicht ganz) zurückbezahlt wird. Dieses Risiko verlangt wiederum – wie das Warten – eine Kompensation: den Zins. Ich erwähne diese gegensätzlichen Theorien, um zu zeigen, wie unterschiedlich das Zeitmoment in der Kreditbeziehung beurteilt wird.²⁴

Bereits in der Spätscholastik haben katholische Moraltheologen, auf andere Weise auch der Protestantismus, das Wucherverbot gemildert. In der katholischen Theologie hat man die Begriffsunterscheidung von *Konsumentenkredit* und *Produzentenkredit* eingeführt, die leicht nachvollziehbar ist und für die sich auch aktuell viele Beispiele finden. Ein Kredit an einen Hausbesitzer, das Überziehen des Girokontos bei Einkäufen, eine Ratenzahlung usw. – all dies sind Konsumentenkredite. Produzentenkredite werden an Existenzgründer oder Unternehmen vergeben. Was ist die Differenz? Ein Konsumentenkredit muss aus künftigen *Lohnzahlungen* (jedenfalls in der Regel) beglichen werden. Zwar kann der Konsument heute mehr konsumieren, muss aber künftig zur Tilgung plus Zins auf *mehr* Geld verzichten als er ursprünglich im Kredit erhielt. Sein Gesamteinkommen in Gegenwart und Zukunft wird also gemindert. Und bei Krediten in privaten Notlagen, z.B. bei einer Wirtschaftskrise, kann dies zur völligen Verarmung der Kreditnehmer führen. Deshalb – so die spätscholastischen Autoren – ist ein Konsumentenkredit tatsächlich genau das, was der Begriff „Wucher“ beschreibt: Das Ausnützen der Notlage anderer oder heutzutage auch nur einer Schwäche gegen Verlockungen der Konsumwerbung. Es handelt sich hier um eine reine Umverteilung: Die Einkommen der Kreditnehmer sinken, die der Kreditgeber steigen.

Anders ist der *Produzentenkredit* zu beurteilen. Er wurde übrigens – ich erwähne das am Rande – von den Ökonomen Bentham bis Marx und Schumpeter als fast ausschließliche Kreditform betrachtet. Auch der Philosoph Fichte hat in einer nachgelassenen Vorlesung ähnliche Gedanken entwickelt.²⁵ Bei einem Produzentenkredit – Schumpeter nennt den Kreditgeber „Kapitalist“, den Kreditnehmer „Unternehmer“ – wird ein Kredit, häufig durch eine Bank, an ein Unternehmen vergeben, das die entsprechende Geldsumme für *Investitionen* nutzt. Investitionen *erweitern* die Produktionsmöglichkeiten oder finanzieren Innovationen: Neue Produkte, Prozesse oder Vertriebswege. Investitionen und Innovationen führen also nach einer gewissen Produktionsperiode zu einer *Vermehrung* der gesamtwirtschaftlichen Produktmenge, was als „reales Wirtschaftswachstum“ bezeichnet wird. Durch Innovationen entsteht volkswirtschaftlich *insgesamt* ein Überschuss, ein Gewinn, der sich auf viele Produktionsphären und Einkommensarten verteilt: Ein neues Produkt, von den Konsumenten angenommen, führt zu neuen Arbeitsplätzen oder steigenden Löhnen, falls eine zur Herstellung notwendige Qualifikation knapp ist – Löhne, die ausgegeben in anderen Sektoren Einkommen schaffen („Multiplikatoreffekt“). Es kommt ein Wachstumsprozess in Gang. Innovationen erzeugen also gesamtwirtschaftlich Gewinne, denen ein realer Zuwachs an neuen Gütern oder Dienstleistungen entspricht. Diese Gewinne aus den zugehörigen Erlösen sind die Quelle für die Begleichung von Kreditzinsen. Der Kredit hat als *Produzentenkredit* im Kapitalismus also eine spezifische Funktion: ohne ihn gäbe es kein Wirtschaftswachstum. Wenn man aus ethi-

²⁴ Tatsächlich kann man aus der subjektiven Erfahrung des Wartens oder des Risikos allerdings keine objektive Größe, zudem gemessen in Geld, *kausal* ableiten. Man kann zwar die Motivation für das Zinsnehmen, die Geldgier, dadurch „rationalisieren“, nicht aber den Zins *begründen*. Ein Extremsportler trägt ein hohes Risiko, erhält dafür aber keinen Zins; und wer bei einem Rendezvous warten muss, bekommt für das Warten keine Entlohnung. Die Motivation oder eine subjektive Befindlichkeit *erzeugen* nie kausal ein äußeres Faktum, können aber sehr wohl eine Handlung prägen, die *dann* Fakten schafft. Doch eben dies hängt ab von je spezifischen Umständen, die zur Motivation in keiner objektiv-kausalen Beziehung stehen.

²⁵ Vgl. Peter Johnson (2009a); Karl-Heinz Brodbeck (1996), Kapitel 17 und „Die Herrschaft des Geldes“, Teil 6.

schen Gründen befürwortet, dass es Wachstum („Fortschritt“) geben *soll*, dann kann man mit den genannten Argumenten das Zinsnehmen verteidigen. Der Kredit erfüllt als Produzentenkredit eine *produktive* Funktion. Ich beeile mich hinzuzufügen: Das Ziel „reales Wachstum“ mag aber aus anderen ethischen, vor allem auch aus ökologischen Gründen sehr fragwürdig erscheinen, womit dann diese Begründung für den Zins gegen das Wucherverbot hinfällig wird. Diese ethische Diskussion muss ich hier ausklammern.

Die reine *Geldgier*, losgelöst von ihrer Funktionalität für die Finanzierung von Innovationen, stellt die letzte Stufe dessen dar, was aus der Geldverwendung und dem Geld als Marktzutrittschranke schließlich an überlagerten Formen zu entdecken ist. Wenn an den Finanzmärkten die Handelnden nur noch auf die bloßen Zahlen, die Höhe der Boni im Vergleich zu den jeweiligen Konkurrenten blicken – empirische Studien haben das sogar als primäre Motivation für die Geldgier behauptet –, dann erreicht der *Missbrauch* des öffentlichen Gutes Geld als Institution für private Zwecke einen vorläufig unüberbotenen Höhepunkt. Übertroffen kann diese Geldgier eigentlich nur noch durch einen letzten Schritt werden: Wenn man Börsencomputern völlig automatisch den Handel mit Wertpapieren überlässt („Algotrading“, „High Frequency Trading“). Hier ist die Geldgier, die bereits in ihrer reinen Form eine *mechanische Leidenschaft* ist, weil sie nur das Mehr und Mehr vom immer Gleichen wünscht, völlig mit einem objektiven Automatismus, einer Maschine verschmolzen. Nicht Menschen und ihre wie immer pervertierten Leidenschaften, die *Maschinen* beginnen den Börsenhandel zu dominieren. Diese letzte Stufe der Entwicklung ist bei alltäglichen Käufen kaum erfahrbar. Hier werden die Grenzen einer Alltagsphänomenologie erreicht. Man muss, um all das zu durchschauen, selber zu einem Experten werden, die Technologie an den Börsen, die Handelsformen usw. studieren, um das genau zu verstehen – etwas, was ich hier nicht darstellen kann. Immerhin mag der Hinweis genügen: Mit jedem Preis, der in einem Kaufhaus bezahlt wird, bezahlt jeder auch die Zinsen, die in der Kreditfinanzierung der gekauften Produkte enthalten sind. Wir finanzieren also durch unsere Käufe auch eine Klasse von Menschen, die *nur* von Zinserträgen lebt. Auch beim „Algotrading“ ist es so, dass die damit verbundene *Marktmanipulation* aufgrund der darin liegenden *Spekulation* in vielen Fällen zu höheren Preisen z.B. bei Rohstoffen oder Lebensmitteln bei höherer Volatilität führt. Auch hier bezahlen letztlich die Konsumenten die höheren Preise, ohne dass von einer solch spekulativen, teilweise durch Computer mechanisierten Geldgier für die „reale Wirtschaft“ (also die produzierten Produkte und Dienstleistungen) irgendein Vorteil erkennbar wäre.

Wenn man hier argumentiert, dass die Preisbildung durch diese Entwicklung *viel rascher* erfolgt, dass damit also Verzögerungen, Reibungen vermindert würden, so verwendet man nicht nur ein völlig inadäquates *mechanisches* Bild für die menschliche Handlung der Geldverwendung. Es mangelt an der aristotelischen Erkenntnis, dass es sich hierbei um den *Missbrauch* einer sozialen Institution für private Zwecke handelt. Eben dieser Missbrauch ist ein Charakteristikum für das, was der *Neoliberalismus* als *politischer Ausdruck* solcher Interpretationen fordert – also die Idee, dass möglichst alle vermittelnden und produktiven Tätigkeiten der Menschen über *Märkte*, über das Geld abgewickelt werden sollen. Nur private Initiative sei effizient, weshalb man eine Privatisierung auch von öffentlichen Gütern fordert: Handeln mit Verschmutzungsrechten, Privatisierung der Wasser- und Stromversorgung, der Verkehrswege, ja sogar des Militärs und des Gefängniswesens. Hier erreicht eine Entwicklung, die mit dem Missbrauch des Geldes für private Zwecke durch die frühen Wucherer einsetzte, ihren Höhepunkt. Es wird völlig vergessen, dass der vorgebliche private Wettbewerb durchaus illusionär ist, weil die großen Konzerne über die Finanzmärkte verflochten sind und gegenüber

Konsumenten oder Gemeinden faktisch ein Eigentumsmonopol bilden. Dies stellt eine nicht geringere Gefahr für die Güterversorgung der Menschen dar als die vom Neoliberalismus behauptete staatliche Willkür. Öffentlich bereitgestellte Güter werden in Demokratien wenigstens prinzipiell öffentlich kontrolliert. Die Privatisierung gibt die Güterproduktion in die Hand großer Konzerne bei der Wasser- und Stromversorgung, beim Handel mit Zertifikaten für den vorgeblichen Umweltschutz, bei den Verkehrswegen, bei der inneren Sicherheit usw. Das führt, wie sich durchaus empirisch zeigte, weder zu einer verbesserten Versorgungsqualität noch sinken allgemein die Preise – von wenigen Ausnahmen abgesehen. In der neoliberalen Deregulierung, die in den 1980er Jahren einsetzte und auch in Europa unverdrossen fortgesetzt wird (man vergleiche den aktuellen Streit um die Privatisierung der Wasserversorgung), hat das Geldsubjekt, die Geldgier nicht nur die Politik erreicht, sondern hat auch das Denken der Öffentlichkeit fest im Griff. An diesem Punkt verwandelt sich die Phänomenologie des Geldes in eine *Kritik der Geldherrschaft* oder eine *kritische Wirtschaftsethik*.

Anhang: Nominalismus und Metallismus in der Geldtheorie

Um die kritische Distanz zu den in der Ökonomik herrschenden Geldtheorien ergänzend zu verdeutlichen und damit auch einen aktuellen Bezug herzustellen, hier einige Anmerkungen zur Differenz zwischen nominalistischen und metallistischen Schulen in der Ökonomik. Die Nominalisten in der Geldtheorie sagen, dass Geld ein bloßes *Zeichen*, ein bloßer Name (*nommen*) sei, also für sich keinen Substanzwert besitze. Geld hat dieser Auffassung nach (in der anglo-amerikanischen Literatur *Chartalism* genannt) keinen inneren Wert. Diese Theorie wurde von Georg Friedrich Knapp („Staatliche Theorie des Geldes“) entwickelt, wird aber auch von vielen modernen Theoretikern übernommen, so von John Maynard Keynes und Milton Friedman, bei allen sonstigen Gegensätzen. Nach dieser Auffassung beruht der Wert des Geldes auf einem *Rechtssatz*, auf dem Recht der Zentralbank, Geld *als* Geld schaffen und definieren zu können. Der Metallismus dagegen entspricht der früheren Auffassung der Ökonomen (Smith, Ricardo, Mill, Marx und den österreichischen Theoretikern wie Menger, Wieser und von Mises). Hier behauptet man einen *inneren Wert* einer Geldware – meist Gold, auch Silber. Die klassischen Ökonomen identifizierten diesen inneren Wert (*intrinsic value*) teils mit der Knappheit des Materials, teils mit der Arbeit, die in der Förderung steckt. Bei Ricardo finden sich beide Auffassungen sogar nebeneinander. Papiergeld oder Zeichengeld gilt für die Metallisten als uneigentliches, bestenfalls abgeleitetes Geld. Wirkliches Geld seien nur Goldmünzen oder Barren aus dem Edelmetall („Bullion“). Für die Nominalisten in der Geldtheorie ist für den Wert des Geldes dagegen letztlich nur die Zentralbank oder der Staat verantwortlich, die die Geldausgabe steuern und damit vermeintlich die Geldmenge kontrollieren. Nach metallistischer Auffassung dagegen ist das Papiergeld nur ein Zeichen für das verfügbare Gold, weshalb die Papiergeldmenge nicht über die Sicherheiten, die eingelegte Goldmenge bei den Zentralbanken, hinaus steigen dürfe.

Eine modernere Abart davon ist die Idee des *Vollgeldes*. Hier bindet man den Geldwert nicht an Gold, verbietet aber den Banken, eigenes Geld durch Giralgeld zu schöpfen. Es soll eine 1:1 Einlagesicherung geben. Nur was Sparer und die Zentralbank im Banksystem zur Verfügung stellen, darf wieder als Kredit gesammelt und ausgegeben werden. Diese Idee wurde ursprünglich von dem Chicago-Ökonom Henry Simons entwickelt; später übernommen von Irving Fisher, und neuerdings wird diese Idee auch von Autoren des IMF (Benes und Kumhof, 2012) sowie Anhängern in Deutschland und Österreich vertreten (z.B. von Joseph

Huber). Hier soll die Institution „Gesetz“ dasselbe erreichen, was eine Golddeckung beim Metallismus angeblich bewirkt. Beide Auffassungen gehen davon aus, dass sich die *soziale Funktion* des Geldes mechanisch durch eine *Menge* (Geldmenge) erfassen und definieren lasse, die zudem kontrollierbar sei. Hayek, obgleich Schüler von Mises, vertrat eine nominalistische Theorie, wollte aber die Kontrolle der Geldmenge letztlich dem Markt übergeben: Banken sollen je ihre eigenen Noten drucken und in Umlauf bringen dürfen. Der Wettbewerb werde dann schon die Wechselkurse zwischen diesen Banknoten zu einem harmonischen Gleichgewicht führen – so Hayeks Gedanke, dessen Naivität ich hier nicht kommentiere, sieht man ab davon, dass es solch ein System im 19. Jahrhundert durchaus schon gab, mit regelmäßigen Bankruns und Zusammenbrüchen.

All diese Auffassungen erkennen nicht, dass das Geld *als* Geld, als soziale Funktion und als wirksame Menge nur durch die Denkprozesse und Handlungen der Vielen, der Marktteilnehmer hindurch wirkt. Nur das, was sie darin performativ und zirkulär als Geld anerkennen, *ist* auch Geld. Und wenn man die Kreditvergabe der Banken beschränkt, dann findet die Geldgier neue Kreditwege, wie heute schon im Schattenbankensystem oder auf Schwarzmärkten, wie dem *ökonomisch* sehr bedeutsamen Rauschgifthandel. Auch Gold hätte nicht deshalb wieder einen *ökonomischen* Wert, weil es außerhalb der Wirtschaft eine Bedeutung als Schmuck, technisches Mittel usw. erfüllt, sondern – falls sich erneut eine Goldwährung durchsetzen sollte – weil die Menschen kollektiv an den Wert von Gold *glauben*, wie sie zuvor an den Wert des Dollars oder der DM geglaubt haben. Das Ding „Gold“ hat weder einen intrinsischen Wert (Ricardo, Marx), noch erwächst sein Wert aus der individuellen Nutzenschätzung, aus der sich der Wert des Goldes ableiten würde (Menger, von Mises). Der Wert ist auf keine physische oder psychische Eigenschaft zurückzuführen, sondern erwächst aus einer sozialen Form der Vergesellschaftung, die durch das kollektive Denken und Vermeinen der Menschen hindurch geht. Eben dies ist das nicht aus anderen natürlichen, psychischen oder rechtlichen Vorstellungen ableitbare *Novum* im Geldbegriff. Der Nominalismus leidet zwar nicht an einer Substanzvorstellung, geht aber davon aus, dass eine zentrale Institution (Zentralbank, Staat) die *Geltung* direkt *verfügen* oder *anordnen* könne. Das ist naiv und letztlich doch ein Rückfall in ein Substanzdenken, sofern man dem Staat oder der Zentralbank hier eine quasi-göttliche Macht (*fiat money*) zuspricht, Werte zu *definieren*. Die Beteiligten an einer Geldökonomie, die Geldsubjekte können die Geltung des Geldes prinzipiell *aufheben*, und sie tun dies bei Inflationen oder im internationalen Wirtschaftsverkehr, wenn sie andere, als stabiler geglaubte Währungen für Zahlungen verwenden. Gelegentlich scheiden Menschen auch ganz aus dem staatlich definierten Zahlungsverkehr aus, verwenden „Zigarettenwährungen“, definieren selber „Regio-Währungen“, arbeiten mit Gutscheinen („Pflegegutscheinen“) als Geldersatz oder bilden sogar lokal geldfreie Kommunen, wie in der anarchistischen Bewegung der 1930er Jahre, der Hippie-Bewegung und neuerdings wieder bei einigen Experimenten in Europa und in Amerika.

Geld gehorcht der zirkulären Logik der Geltung, wie dies oben im Beispiel von *Vater-Kind* vorgestellt wurde. Diese zirkuläre Logik kann weder in einen staatlichen Befehl noch in eine dingliche Substanz aufgelöst werden. Die menschliche Gesellschaft lässt sich weder aus einzelnen Individuen („methodologischer Individualismus“) noch durch Formen der Natur (wie sie die Mechanik oder Thermodynamik beschreibt) verstehen. Neben der Sprache ist das Geld das dafür sichtbarste Beispiel. Hier ist ein *neues*, ein phänomenologisches Denken erforderlich; Geld und Sprache *sind* logisch und historisch ein *Novum*. Ihr Inhalt und ihre Formen tauchen in keiner anderen Wissenschaft originär auf – auch wenn viele Wissenschaften sich

letztlich vom Geld, dem Rechnen und der Sprache ihre Denkmodelle ausborgen. Die moderne Ratio, das vereinzelt denkende und rechnende Subjekt, das René Descartes durch seine Philosophie auf den philosophischen Thron gehoben hat, mag seine Herkunft aus dem Geld vergessen haben, es wird dennoch zuinnerst von ihm regiert. Diese Einsicht bereitet die Selbstaufklärung der Aufklärung vor und gibt dem menschlichen Bewusstsein eine verloren gegangene Würde und Macht zurück. Während Biologie, Genetik, Hirnforschung oder ökonomische Mechanik unaufhörlich Ausreden liefern, weshalb *der* Mensch angeblich seiner unwandelbaren Natur ausgeliefert sei, entzaubert die Phänomenologie des Geldes die Grundlagen dieser Denkformen, dechiffriert das innere Geheimnis der Ratio und eröffnet so eine offene Weite neuer Möglichkeiten, die durch das Vorurteil des Reduktionismus bislang versteckt blieb.

Literatur

- Arendt, Hannah (1970): *Macht und Gewalt*, München-Zürich
- Aristoteles (1969): *Nikomachische Ethik*, übers. v. Franz Dirlmeier, Stuttgart
- Backhaus, Jürgen G.; Hans-Joachim Stadermann (Hg.) (2000): *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, Marburg
- Benes, Jaromir; Michael Kumhof (2012): *The Chicago Plan Revisited*, IMF Working Paper WP/12/202, International Monetary Fund,
- Brodbeck, Karl-Heinz (1996): *Erfolgsfaktor Kreativität. Die Zukunft unserer Marktwirtschaft*, Darmstadt
- ders.: (2006): *Gewinn und Moral. Beiträge zur Ethik der Finanzmärkte*, Aachen
- ders. (2009): *Die Metaphysik des Geldes*; in: *der blaue reiter* 27, S. 38-42
- ders. (2009a): *Geldwert und Geldgier. Zur Macht einer globalen Illusion*; in: Konrad Paul Liessmann (Hg.): *Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält?*, Wien, S. 207-238
- ders. (2010a): *Man kann zum Geld auch ‚Nein!‘ sagen!*, *ursache & wirkung* 71, S. 44-45
- ders. (2011): *Kann das Geld abgeschafft werden? Reflexionen zur monetären Vergesellschaftung*; in: Walter Otto Ötsch, Katrin Hirte, Jürgen Nordmann (Hg.): *Gesellschaft! Welche Gesellschaft*, Marburg, S. 93-117
- ders. (2011): *Buddhistische Wirtschaftsethik. Eine Einführung*, 2. Aufl., Berlin
- ders. (2012): *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik*, 2. Aufl., Darmstadt: WBG
- ders. (2012a): *Von der Geldgier zum Wachstum an Verbundenheit*; in: Gerald Hüther, Christa Spannauer (Hg.): *Connectedness*, Bern, S. 43-60;
- ders. (2012b): *Das Geld als Ratio*, *Die Idee*, Ausgabe I, Januar, S. 80-85
- ders. (2013): *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften*, 6. Aufl., Darmstadt
- Brunner, K.; A. H. Meltzer (1974): *Die Verwendung von Geld: Geld in der Theorie einer Tauschwirtschaft*; in: K. Brunner, H. G. Monissen, M. J. M. Neumann (Hg.): *Geldtheorie*, Köln, S. 50-73
- Davies, Glyn (2002): *A History of Money*, Cardiff
- Fisher, Irving (1936): *100% Money and the Public Debt*, *Economic Forum*, Spring Number, S. 406-42
- Gerloff, Wilhelm (1952): *Geld und Gesellschaft. Versuch einer gesellschaftlichen Theorie des Geldes*, Frankfurt a.M.
- Graeber, David (2011): *Debt. The first 5.000 Years*, New York

- Haesler, Aldo: *Der Mensch ist „ein geldtheoretischer Depp“*, Interview im Deutschlandradio Kultur vom 9.9.2011, <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/interview/1550050/> (25. Januar 2013)
- Harcourt, G. C. (1972): *Some Cambridge Controversies in the Theory of Capital*, Cambridge et al.
- Hayek, Friedrich A. (1977): *Entnationalisierung des Geldes*, Tübingen
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1971): *Phänomenologie des Geistes*, Werke Bd. 3, hrsg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M.
- Heidegger, Martin (1994): *Einführung in die phänomenologische Forschung*, hrsg. v. F. W. von Herrmann, Gesamtausgabe Band 17, Frankfurt a.M.
- Helfferich, Karl (1903): *Das Geld*, Leipzig
- Howgego, Christopher (2011): *Geld in der Antiken Welt*, 2. Aufl., Darmstadt
- Hudson, Michael (2002): *Debt and economic renewal in the ancient Near East*, Bethesda, Md
- Husserl, Edmund (1968): *Logische Untersuchungen*, 5. Auflage, Tübingen
- Husserl, Edmund (1980): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, 4. Aufl., Tübingen
- Johnson, Peter (2009): *The Rule of Money*, OpenDemocracy, Online-Text (download: 9.9.200), <http://www.opendemocracy.net/node/48601/print>
- Johnson, Peter (2009a): *Brodbeck on Bentham*, OpenDemocracy, Online-Text (download: 10.10.2009), <http://www.opendemocracy.net/node/48777/print>
- Kant, Immanuel (1968): *Metaphysik der Sitten*, Akademie Ausgabe Bd. VI, Reprint Berlin
- Kelly, Sean Dorrance (2005): *Closing the Gap: Phenomenology and Logical Analysis*, The Harvard Review of Philosophy 13, S. 4-24
- Keynes, John Maynard (1973a): *The General Theory of Employment, Interest and Money*, Collected Writings Vol. VII, London-Basingstoke
- Knapp, Georg Friedrich (1921): *Staatliche Theorie des Geldes*, 3. Aufl., München-Leipzig (1. Aufl. 1905)
- Knies, Carl (1873): *Das Geld*, Berlin
- Laum, Berhard (1924): *Heiliges Geld*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck)
- Liebrucks, Bruno (1970): Über den logischen Ort des Geldes, Kant-Studien 61, S. 159-189
- Liefmann, Robert (1916): *Geld und Gold. Ökonomische Theorie des Geldes*, Stuttgart-Berlin
- Liefmann, Robert: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, II. Band: Grundlagen des Tauschverkehrs, Stuttgart-Berlin 1919
- Marx, Karl (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf)*, Berlin
- Marx, Karl (1867): *Das Kapital*, 1. Aufl., Hamburg (Reprint: Hildesheim 1980)
- Meikle, Scott (1994): *Aristotle on Money*, Phronesis, XXXIV, S. 26-44
- Menger, Carl (1909): *Geld*; in: *Schriften über Geldtheorie und Währungspolitik*, Gesammelte Werke Bd. IV, Tübingen, S. 1-116
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin
- Mises, Ludwig von (1924): *Theorie des Geldes und der Umlaufmittel*, 2. Aufl., München-Leipzig
- Müller, Adam (1922): *Versuche einer neuen Theorie des Geldes*, hrsg. v. Helene Lieser, Jena
- Nagarjuna (1998): *Vigrahavyavartani*, übers. v. Kamaleswar Bhattacharya, Delhi
- North, Michael (1994): *Das Geld und seine Geschichte*, München
- Oresme, Nicolas von (1994): *Traktat über Geldabwertungen*, übers. v. Wolfram Burckhardt, Berlin

- Ricardo, David: *The Works and Correspondence of David Ricardo*, hrsg. v. Piero Sraffa, Cambridge 1951-1973
- Robinson, Joan (1953-54), S. 81. *The Production Function and the Theory of Capital*, Review of Economic Studies 21, S. 81-106
- Ruegg, D. Seyfort (1978): *Mathematical and Linguistic Models in Indian Thought: The Case of Zero and Śūnyatā*, Wiener Zeitschrift für die Kunde Südasiens, XXII, S. 171-181
- Schmandt_Besserat, Denise (1992): *How Writing Came About*, Austin: University of Texas Press
- Seaford, Richard (2004): *Money and the Early Greek Mind*, Cambridge University Press
- Shell, Marc (1982): *Money, Language, and Thought*, Baltimore-London
- Simmel, Georg (1977): *Philosophie des Geldes*, 7. Aufl., Berlin
- Smith, Adam (1978): *Der Wohlstand der Nationen*, hrsg. v. H. Recktenwald, München
- Spiegelberg, Herbert (1982): *The Phenomenological Movement*, 3. Aufl., The Hague-Boston-Lancaster
- Walras, Léon (1922): *Theorie des Geldes*, übers. v. Richard Kerschagl u. Stephan Raditz, Jena
- Wieser, Friedrich (1927): *Geld*, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., vierter Band, Jena, S. 681- 717
- Wicksell, Knut (1898): *Geldzins und Güterpreise*, Jena
- Zarlenga, Stephen (2002): *The Lost Science of Money*, Valatie, NY

Kontakt

brodbeck@t-online.de

<http://www.khbrodbeck.homepage.t-online.de/>

3. Februar 2013